Sophie.

Eine Erzählung vom Rigaer Strande

von

Rudolf Schulz.

Leipzig,
Verlag von E. Bidder.
1875.

Erstes Kapitel.

Die Sonne machte Anstalten, in's Meer hinabzutauchen. Sie färbte den Himmel weit und breit gluthroth und umgoß die über und neben ihr sich aufballenden Wolkensäume mit flüssigem Gold. Es war eine Pracht, ein Glanz, den die von einem gelinden Landwind leisgekräuselte See durch den millionenfachen Reflex nur noch erhöhte. Der Blick ertrug ihn nicht. Mit vorgehaltenen Schirmen oder abgewandtem Gesicht wandeln die Badegäste in unabsehbarer Reihe am Strande hin und her, und erst in dem Maße, als der Feuerball tiefer und tiefer unter die Wasserlinie sinkt, wenden die Blicke sich westwärts, stockt auf der ganzen Reihe die Bewegung. Mit gespannter Aufmerksamkeit hängt eines Jeden Auge an dem immer kleiner werdenden Segment der Kugel, um den interessantesten Augenblick nicht zu versäumen, den Moment, wo die Sonne in den Fluthen verschwindet. Jetzt funkelt nur noch ein großer Stern — es blitzt auf und ist verschwunden. Alles setzt sich wieder in Bewegung.

Wir befinden uns an jenem vielbesuchten Strande, der von der Dünamündung westwärts im weiten Bogen

bis hinauf zur kurischen Grenze sich erstreckt. Unmittelbar unter dem 57. Breitengrad gelegen, bildet er die südlichste Bucht des Rigaschen Meerbusens und ist der unentbehrliche Sommeraufenthalt fast jedes vierten Rigensers. Aber auch aus Kurland kommen Gäste und aus dem nördlichen Livland und in den letzten Jahren sehr zahlreich aus — Rußland.

Aus Rußland? Reicht der Ruf unserer primitiven Strandbäder so weit? Locken seltene Naturschönheiten die Gäste aus Petersburg und Moskau herbei? Badet vielleicht ein Glied der kaiserlichen Familie daselbst wie zu Hapsal? Nichts von alledem, sondern es ist eine Art Mission, die der hervorragendste Theil der russischen Badegäste bei uns erfüllt. Auch die diesjährige Saison am Riga'schen Strande verspricht eine von Russen stark frequentirte zu werden, denn schon jetzt, wo sie erst begonnen hat, hört man auf Schritt und Tritt der lieben Reichsgenossen lebhafte Conversation, geführt wie mit der Absicht, ihre Sprache geltend zu machen.

Der Abend dämmerte herein. Von der fernen Dünamündung blitzt in regelmäßigen Zeitabschnitten ein intensives weißes Licht. Dort befindet sich der weitausschauende Leuchtthurm mit der Drehlaterne. Einsamer und einsamer wird es am Strande. Die Lustwandelnden haben sich nach und nach zurückgezogen in die Parks der Conversationshäuser von Dubbeln, Majorenhof, Carlsbad und Bilderlingshof, um unter dem Schutz hoher bewaldeter

Dünen, die den ganzen Strand umgürten, Musik zu hören oder zu tanzen. Nur noch vereinzelt sieht man am Strande hier ein zärtliches Paar, dessen kleine Ehrenbegleitung weit vorausgesprungen oder zurückgeblieben ist, dort einen rüstigen Fußgänger, der auf dem feuchtharten Sandboden dicht am Rande der zurückgetretenen See bequem seine Meile in der Stunde zurücklegt. Auch die Bänke oben auf den Dünen, häufig zwischen zwei Fichtenstämmen mit der Aussicht aufs Meer angebracht, sind, soweit man die Umgegend zu überblicken vermag, bis auf eine verlassen.

Auf dieser Bank saß bereits, als die Sonne noch eine Viertelstunde über dem Horizont stand, eine junge schwarzgekleidete Dame und las. Sie sah das Gestirn untergehn und nahm dann ihre Lectüre wieder auf, unbekümmert um das Wogen und Treiben der Menschen da unten, unbekümmert um die jungen und alten Herren, die, bald an ihr vorübergehend, bald auf eine andere Bank in ihrer Nähe sich setzend, vergebliche Anstrengungen machten, die Aufmerksamkeit der Dame auf sich zu lenken. Nach einer Stunde unausgesetzten Lesens, als es hier unter den Bäumen schon zu dunkeln begann und die Herren, das Zwecklose ihres Manövrirens einsehend, sich längst zerstreut hatten, machte sie das Buch zu, richtete sich, sich dehnend, einen Augenblick hoch auf und sank dann wieder auf die Bank zurück, wo sie im Anblick des Meeres mit auf der Brust verschlungenen Armen unbeweglich verharrte.

Diese junge Dame sah man seit etwa acht Tagen häufig um die Zeit des Sonnenunterganges hier sitzen, nur selten betrat sie in Begleitung einer älteren Dame die Promenade oder die Parks, wo ihre auffallend schöne Erscheinung die gesammte Badegesellschaft elektrisirte. Man nannte sie allgemein die schöne Tscherkessin. Hoch und schlank gewachsen, war in den knappsten Umfang eine Fülle „hineinökonomisirt", die neben dem Ernst-Schönen des Wuchses das Reizend-Schöne der Formen zur glücklichsten Geltung brachte. Ihr Alter war schwer zu errathen. Jene vollkommen ausgebildeten Formen, feste sichere Gesichtszüge, ein düsterer durch den dunklen Teint noch gehobener Ton, der auf diesen Zügen ruhte, ließen sie älter erscheinen als sie vielleicht in der That war. Reiches blauschwarzes Haar, das aufgelöst auf den Schultern lag und von hier in Ueberfluß auf die Bank herabwallte, umrahmte das strenge Oval des Gesichts, und die dichten schöngebogenen Brauen von derselben Farbe zogen sich soeben wie Gewitterwolken zusammen. Ein Blitz zuckte aus den tiefschwarzen Augen.

„Wer bin ich? was stelle ich hier vor?"

Die Einsame hatte diese Worte, die dem Blitz wie fernes Grollen folgten, in russischer Sprache vor sich hingemurmelt und versank dann von Neuem in düsteres Nachdenken. Sie sah nicht, wie eine hohe Männergestalt langsam durch den Wald dahergeschritten kam, den Strohhut im Nacken, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider.

Es war ein stattlicher Mann von vielleicht dreißig Jahren, blond, mit wohlgepflegtem Vollbart. Sein ganzes Wesen zeigte eine Nonchalance, die auf Leichtsinn schließen ließ, und diesem Wesen entsprach seine sonst kostbare Kleidung. Gemächlich schlenderte er einher und sah so gleichgiltig drein, als ob er Alles eher gethan als sechs Stunden am Kartentisch gesessen und bedeutende Summen verspielt hätte. Eine kleine Ueberraschung äußerten jedoch seine Züge, da er der jungen Dame auf der Bank ansichtig wurde. Er trat auf den Fußspitzen näher, als gelte es, die Sinnende zu erschrecken. Sie vereitelte indeß seine Absicht, indem sie ruhig und ernst zu ihm aufblickte.

„Sie schwärmen, Sophie?“ spöttelte er.

„Ja, in Jugenderinnerungen!“ war die bittere Antwort.

„Das klingt ja wie Vorwurf.“ Mit diesen Worten hatte er sich in gemessener Entfernung an ihre Seite gesetzt.

„Ich störe Sie so selten und Sie antworten so abweisend,“ begann er wieder.

„Ihr Spott, Paul Alexandrowitsch, der Alle und Alles trifft, und der nur mir bisher erspart blieb, kränkte mich.“ Sie sagte das, ohne ihn anzusehen, lebhaft, in sonorem Alt.

„Sonderbare Stimmung! Wenn ich nicht bis vor wenigen Augenblicken mit dem unwiderstehlichen Herrn von Flatterstein gespielt hätte, müßte ich glauben, er habe Sie wieder verstimmt. Sie beurtheilen ihn zu schlecht. Er hat sonst viel Glück bei Damen und, dem Sprichwort zum Trotz, auch im Spiel.“

Sie schwieg.

„Wie alt sind Sie, Sophie?“ fragte er nach längerer Pause, wie in Verfolgung der Gedanken, die der Herr von Flatterstein in ihm erweckt zu haben schien.

Sie zuckte zusammen, wollte sich erheben, besann sich aber und sagte kalt: „Lassen Sie mich nachrechnen. Als Sie mich von der Straße auflasen....“

„Den Edelstein — ja, ich erinnere mich, da waren Sie acht Jahre alt. Zehn Jahre sind Sie nun meine Pflegeschwester — macht achtzehn. Aber Sie sind schneidend heute, sehr schneidend!“

„Wie ein Edelstein,“ ergänzte sie achselzuckend.

„Oder wie die Parze Atropos, oder wie 20 Grad unter Null bei Nordost, oder auch wie die Lotte auf Kaulbachs Bilde...“

„Genug, genug!“ rief sie mit bebender Stimme und heftig abwehrender Handbewegung. „Ich habe einen Entschluß gefaßt. Wollen Sie mich bei der Ausführung desselben unterstützen, so haben Sie mir die letzte Wohlthat erwiesen und ich falle Ihnen nicht mehr zur Last. Ja, ich bin achtzehn Jahre alt, mit anderen Worten: ich habe den größten Theil dieser Zeit unter den erdrückenden Qualen gelebt, nicht zu wissen, wer ich bin: ob ehrlicher Leute Kind, ob verbrecherisch in die Welt gestoßen; ob ich Eltern habe, deren ich mich nicht zu schämen brauche, oder ob der Findling, das namenlose Kind sich ewig wird verbergen müssen vor den schmähgierigen Blicken der Welt

Paul Alexandrowitsch, das sind Qualen, die mich, als ich zum Bewußtsein meiner selbst kam, längst erdrückt oder stumpf und schlecht gemacht hätten, wenn nicht ein brüderlicher Freund mit zärtlicher Fürsorge, die ihm Gott reichlich lohnen möge, die brennenden Nesseln von meinem dunklen Lebenspfade hinweggeräumt und sie durch schmerzlindernde Veilchen ersetzt hätte, ohne jemals seine Wohlthaten . . ."

„Hören Sie auf, Sophie, um Gottes willen hören Sie auf!" rief er aufspringend.

„Nicht wahr, es geschieht zum erstenmal in den zehn Jahren, daß ich einen Dank äußere? Lassen Sie mich ihn ganz aussprechen."

„Warum rächen Sie sich so empfindlich?"

„Zum Glück ist es dunkel geworden," sagte sie, vor sich hinblickend, „und Sie können nicht sehen, ob Rache in meinem Auge glüht, oder ob es der Seele innigste Dankbarkeit für Sie enthält. Meine Worte wollten Sie daran erinnern, wie gut und freundlich, wie schonend und versöhnend Sie bisher gegen mich gewesen sind, und wie daher das erste Zeichen der Nichtachtung: Ihr Spott, mir wehe thut."

Er ergriff schnell ihre Hand. „Vergeben Sie mir den kleinen Uebermuth, Sophie," ertönte bittend sein weicher tiefer Baß; „es ist das erste Mal gewesen und wird das letzte Mal sein."

„Und ich," sagte sie, sich an seiner Hand erhebend, „ich will mich bestreben, Ihre Achtung zu verdienen. Hören

Sie und billigen Sie meinen Plan: ich will Lehrerin werden. In Moskau oder Petersburg oder überhaupt in den russischen Gouvernements möchte ich nicht gern wirken. Man prahlt dort viel und thut wenig. Man hat dort überall einen von ausländischen Gärtnern erstandenen guten Samen ausgesäet, ohne an den eigenartigen Boden zu denken, ja ohne ihn einmal gehörig vorzubereiten. Nun wuchert Alles wild durcheinander. Hier dagegen, in diesen von Jahrhunderte alter Cultur durchackerten Ostseeprovinzen, muß man Freude an der Lehrthätigkeit empfinden, denn hier gedeiht die Bildung augenfällig. Hier ist Sporn, gutes Beispiel, Belehrung auf Schritt und Tritt; hier macht man sich lächerlich, wenn man, wie wir, dahergezogen kommt zur Jagd auf Menschen mit nicht besseren Mitteln als Geld, Meßgewändern und Heiligenbildern. Verschaffen Sie mir an dem hiesigen Gymnasium eine Stelle," schloß sie, ihre Bitte durch einen Händedruck unterstützend.

„Ich hätte Sie," lächelte Paul, „nicht auf das Eckardt'sche Buch aufmerksam machen sollen. Es hat Sie zu antinationalen Gesinnungen verführt. Vergessen Sie nicht, es mitzunehmen." Er wies auf die Bank.

„Und meine Bitte, Paul Alexandrowitsch?"

Er sah, das Zifferblatt seiner Uhr gegen den noch hellen westlichen Himmel haltend, nach der Zeit „Es ist weit über Neun. Die Tante wird warten. Gestatten Sie vielleicht, daß wir zusammen gehen?"

„Dann werde ich mir selbst helfen," sagte sie ent-

schlossen und bückte sich, das Buch von der Bank aufzunehmen. Paul hielt sie zurück.

„Ich glaubte," begann er unmuthig, „meine Abbitte hätte sie ganz versöhnt, Sophie, aber das scheint nicht so zu sein. Sie wollen uns wirklich dem aussetzen, daß die Leute sagen: Seht einmal die großmüthigen Potassows! Da haben sie die arme Waise in Ueberfluß und Glanz erzogen und überlassen sie nun sich selbst! Wenn Sie auch mir zuzutrauen scheinen, ich könnte zu Ihren mehr Sie als uns ehrenden Absichten Ja sagen, so haben Sie doch die Tante vergessen, die, so komisch sie auch ist, nie zugeben wird, daß Sie um Lohn und Brod dienen."

„Es handelt sich nicht um Lohn und Brod allein, Paul Alexandrowitsch," entgegnete sie gesenkten Blicks.

„Um was denn sonst?"

„Lassen wir das. Auseinandersetzungen helfen hier nichts. Genug, daß ich in Ihrem Hause eine Person darstelle, für die kein Fach existirt. Was bin ich diesem Hause und wie lang soll das noch währen?"

„Bis unsere schöne Sophie unter den edelsten Männern gewählt haben wird. Erst dann ist die Aufgabe, die ich mir gestellt, und die unser leider zu früh gestorbenes Großmütterchen gebilligt und gefördert hat, erfüllt, erst dann werde ich mir mit freudigem Stolz sagen dürfen: Du hast einen Menschen, der des irdischen Glückes reichste Segnungen verdient, bis an seine Bestimmung geführt."

Anstatt nun in diesen von aufrichtiger Empfindung

durchdrungenen Worten Genugthuung zu finden, wandte das schöne Mädchen das Gesicht ab und ein leiser zitternder Seufzer stahl sich aus ihrer Brust.

Paul war überrascht und verwirrt. „Haben meine Worte Sie wieder gekränkt, Sophie?“ fragte er, ohne daran zu glauben.

Sie schüttelte heftig den Kopf, aber so, daß man nicht bestimmen konnte, verneine sie einfach die Frage oder verzweifle sie über dieselbe.

Sie standen jetzt nahe beieinander. Trotz ihres geneigten Hauptes reichte sie fast an seine stattliche Höhe: wie eine schlanke vollblätterige Pappel des Südens an die stolze Kraft der nordischen Fichte. Es war ein schönes Paar und es gab ein anmuthiges Bild, als er nach längerem Schweigen mit den tieftönenden Worten: „warum sind Sie so traurig, Sophie?“ seinen Arm sanft um ihre Schultern legte. Sie stand regungslos. Ihr Haar, von dem sie wie von der Mantilla der Spanierin eingehüllt erschien, berührte sein Gesicht, er fühlte, wie die Gluth ihrer Wangen die seinigen entzündete, wie das heftige Pochen ihres Herzens an das seinige schlug. Sie schnell an seine Brust ziehend, fand er den Weg zu ihrem Munde leicht, denn auch sie schlang nun beide Arme um ihn. Als käme endlich ein verborgen genährtes Feuer zum hellen Ausbruch, ward sein glühender Kuß mit gleicher Gluth erwiedert.

Doch nicht lang währte bei ihr das selige Vergessen. Rasch entschlossen, den starken Mann fast zurückstoßend,

gab sie ihn frei, raffte ihr Buch von der Bank auf und in der nächsten Minute sah man die schwarze Gestalt stolz und hochaufgerichtet waldeinwärts schreiten, bis sie im nächtlichen Schatten der Bäume verschwand.

Paul wagte nicht, sie aufzuhalten. Ihm hatte diese entfesselte Leidenschaft und dann wieder diese Kraft des Willens imponirt. Er stand da, wie ein Knabe, der eben genascht hat, das Süße noch nachgenießt, aber das Kommende fürchtet. Dann ließ er sich auf die Bank nieder und versank in Nachdenken.

Zweites Kapitel.

Es war ungefähr zehn Jahre her, daß Paul Alexandrowitsch Potassow als Student die Moskauer Universität besuchte. Er wohnte damals bei seiner Großmutter väterlicherseits, einer Generalswittwe, die in Moskau ein großes Haus besaß und durchaus unabhängig von ihrer nicht unbedeutenden Rente lebte. Paul war ihr Liebling, und wenn er diese vortheilhafte Situation auch keineswegs mißbrauchte, so fiel der gute Gebrauch, den er von derselben machte, hin und wieder doch in einer Weise aus, die manchen mißbilligenden Brief von Seiten seines Vaters hervorrief, eines pensionirten Rittmeisters, der auf seinem Gute zurückgezogen lebte. Gegen ihre Tochter, Pauls Tante, hatte sich bei der Generalin mit dem zunehmenden Alter der Jungfrau eine gewisse geringschätzende Kälte herausgebildet. Hübsch, begütert, von hervorragender Familie und im 28. Jahre noch unverheirathet — das macht dem Blut keine Ehre, dachte sie. Tochter Marfa ertrug alle Anspielungen darauf mit Geduld. War sie doch über die Jahre der unwiderstehlichen Sehnsucht hinaus, ahnte sie

damals doch noch nicht, daß jene Sehnsucht in späteren Jahren sich noch einmal einzustellen pflegt!

Das einsame Leben der beiden Damen wurde nur erträglich durch Pauls Gegenwart, durch seine stets gute Laune, sein neckisches Wesen, mit dem er abwechselnd Großmutter und Tante munter erhielt, und endlich durch Sophie, die er eines Tages den erstaunten Frauen in's Haus brachte.

Er hatte an jenem Tage einen armen, schwererkrankten Commilitonen besucht und war auf dem Rückwege durch die entlegene Gasse auf einen Knäuel Straßenjugend gestoßen, Knaben und Mädchen, die im Begriff standen, über ein einzelnes Kind herzufallen, indem sie sich durch die Rufe: „zaust die Zigeunerin! zaust das Judenmädchen!" gegenseitig Muth zusprachen. Das verfolgte Kind, ein stark in die Höhe geschossenes Mädchen, schwarzgelockt, sonnengebräunt, hatte sich, die Arme über der Brust gekreuzt, mit dem Rücken an die Wand eines Hauses gelehnt und sah aus den dunklen Augen herausfordernd und verächtlich über die Schaar der kleinen Sanscülottes hinweg. Die auffallende Schönheit des Kindes, sein leichter, schlanker Körperbau, die malerische Stellung frappirten Paul. Sein drohender Zuruf zerstreute die Bande nach allen Richtungen, während das Mädchen zu ihrem Retter einen langen, forschenden, aber nichts weniger als dankbaren Blick hinaufwarf. Das steigerte nur noch sein Interesse für das Kind. Er näherte sich ihm.

„Wo wohnst Du?“

„Lassen Sie mich!“ rief sie, den Kopf wild auf die andere Seite werfend.

„Ich möchte Dich nach Hause begleiten, die Buben werden Dir Böses zufügen.“

„Die!“

„Fürchtest Du sie nicht?“

„Es ist nicht das erste Mal, daß sie hinter mir herlaufen. Zu nah wagt sich Keiner!“

„Ei, Du hast viel Muth!“

„Wahrscheinlich.“

„Schützen Dich denn Deine Eltern nicht?“

„Ich habe keine.“

„Sind sie gestorben?“

„Wahrscheinlich.“

„Wer sind denn Diejenigen, die Dich in diesem dürftigen Kleidchen, in diesem verwahrlosten Zustand dem Spott und der Mißhandlung preisgeben?“

„Lassen Sie mich, ich bitte,“ sagte sie wieder, aber weich, wie mit aufsteigenden Thränen kämpfend.

„Nein, Kind, allein lasse ich Dich nicht mehr. Sieh, ich habe zu Hause eine gute, alte Großmutter, die mir Alles zu Liebe thut. Sie ist ganz weiß, und wenn sie Dir mit ihrer weichen, warmen Hand um die Wange streichelt, wird Dir wohl werden und Du wirst vergessen, was man Dir Böses gethan, Du armes Mädchen!“

Wunderbar ist die Wirkung ehrlichen Mitempfindens auf ein vereinsamtes Herz. Stimme nur das Deinige nach dem Leid des andern, und Du hast es leicht gewonnen, sein Vertrauen schnell geweckt.

Noch ein freundliches Wort von Paul und schweigend ließ das scheue Kind sich leiten.

Nachforschungen, die man nun bei den Angehörigen des Mädchens zur Ermittelung der Eltern desselben anstellte, ergaben wenig. Diese Angehörigen waren ein Ehepaar, verrußte Deutsche: er ein Musikante, sie — kluge Frau. Vor acht Jahren, erzählten sie, habe eine vornehme junge Dame bei ihnen ein Unterkommen gesucht und gefunden. Die kleine Summe, die für die vorläufige Pflege des Kindes zurückgelassen wurde, sei natürlich längst verausgabt, und von der Mutter habe man nie wieder gehört. Das Ehepaar, hieß es weiter, beabsichtige nun, Moskau zu verlassen und sei froh, der störrischen Dirne, die immer die Prinzessin spiele, ledig zu werden. Das war Alles.

Mit Leichtigkeit fand sich Sophie in die veränderten, ihr gänzlich neuen Verhältnisse. Sicher und ruhig faßte sie Alles an, bewegte sie sich wie auf dem Parquet, so auf den schwellenden Teppichen, wie vor Fremden, so wenn sie allein war. Wie am ersten Tage, so ernst, schweigsam, sinnend blieb sie auch in Zukunft. Ohne selbst je zutraulich zu werden, lag in ihrem ganzen Wesen doch so viel Sympathisches, daß Jeder sich zu ihr hingezogen fühlte. Die Großmutter war von ihr bald unzertrennlich. Die

alte Frau hatte Unterhaltung genug, wenn Sophie nur in ihrer Nähe saß. Sie konnte das sonderbare Kind eine Viertelstunde, ohne müde zu werden, ansehen, so daß es Marfa, der Tochter, ordentlich angst und bang wurde um den Charakter des Kindes. Aber alle Vorstellungen halfen nichts. Die Großmutter zankte allen Ernstes mit Lehrerinnen und Lehrern, wenn diese, bei wachsendem Interesse für das selten begabte Mädchen, die Stunde über Gebühr ausdehnten.

Aber man sieht sich und man liebt — der Rest ist Scheiden. Die Greisin starb, ehe ihr Schützling noch die Kinderschuhe abgetreten hatte. Tante Marfa ward — Repräsentantin des Hauses. In ihrem Verhältniß zu Sophie änderte sie nichts. Wie von Anbeginn, so blieb sie ihr auch jetzt nichts mehr als die wohlwollende Gönnerin. Eine jungfräuliche Scheu in ihr sträubte sich gegen dergleichen auffallende Zärtlichkeiten, wie sie die Großmutter für das Kind — verbotener Liebe, dachte Tante Marfa — an den Tag gelegt. Erst als Sophie das sechszehnte Jahr erreicht hatte und groß und schön geworden war, entschloß sich die Gönnerin zu einer mehr vertraulichen Annäherung, nicht etwa, weil die Sechsunddreißigjährige in Gesellschaften und auf Bällen Gelegenheit und Geschmack fand, Complimente, die man ihr Sophiens wegen machte, entgegenzunehmen, bewahre! sondern weil ihre „Mission“ es so forderte.

Um die Zeit nämlich waren die sogenannten „Brat-

stwos", Verbrüderungen zur Bekehrung der im östlichen Rußland lebenden nichtchristlichen Völker, in voller Thätigkeit. Diese Verbrüderungen, in denen jedoch die Schwestern das eigentlich bindende Element abgaben, dehnten sich in Folge gewisser politischer Combinationen auch nach Westen, auf die Ostseeprovinzen aus, deren Grundbevölkerung, die protestantischen Letten und Esten, in den Augen der Verbrüderten sich wenig von Muhamedanern oder Buddhisten unterschieden. Tante Marfa hatte Geld und Muße; sie wurde eifriges Mitglied gerade einer Bratstwo, welche diese beiden Artikel auf Protestanten im Allgemeinen und auf Letten und Esten im Speciellen anlegte. Jeder bekehrte Lette oder Este ehrte mehr als ein Bräutigam, jede bekehrte Protestantenseele schmückte mehr als ein Brautkranz. Sophie war Protestantin. Der Taufschein, die einzige Mitgabe ihrer früheren Pflegeeltern, beurkundete das schwarz auf weiß. Was lag also näher, als das sonst durchaus russisch erzogene junge Mädchen, das etwas deutsch nur aus Büchern und auf einer Reise durch Deutschland gelernt hatte, auch dem russischen Glauben zuzuführen? Nur Vertrauen auf Gott, meinte die Tante, als die ersten Bemühungen an Sophiens Gleichgiltigkeit für den Gegenstand scheiterten.

Um alle diese Dinge hatte Paul sich wenig gekümmert. Noch als die Großmutter lebte, hatte er sein Studium aufgegeben, war durch einflußreiche Protectionen in den Staatsdienst geschoben, der ihm eine glänzende Carriere verhieß, und war auch bereits Ritter des Annenordens

„um den Hals“. Schöne Männer kommen bei uns dazu, sie wissen selbst nicht wie. Die Großmutter hatte ihm in ihrem Hause eine aparte Wohnung comfortabel einrichten lassen, ihm ihren Diener Ilja, den alten grämlichen Schalk, der mit Allen im Hause außer mit Sophie haderte, und den doch Alle liebten, gänzlich zur Disposition gestellt, und bald befand sich Paul Alexandrowitsch Potassow, umgeben von zahlreichen Freunden, mitten im bewegtesten Leben der Residenz. Anfangs brachte er wöchentlich einen Abend in Gesellschaft seiner Damen zu, aber nach dem Tode der Großmutter erschien er seltener und seltener. Die Tante hatte fast täglich Conferenzen im oder außer dem Hause und Sophie — sie kam dem Verwöhnten nicht entgegen und er schien sich absichtlich von ihr fern zu halten.

So rückte der Frühling heran. Tante Marfa, die in intimster Correspondenz mit den Vordermännern der Bratstwo an der Ostsee stand, ließ eines schönen Tages ihren Neffen zu sich bescheiden und eröffnete ihm, daß sie gesonnen sei, diesen Sommer in einem russischen Bade (sie betonte das Wort auffallend), am Rigaschen Strande zuzubringen. Sie erbitte sich seine Begleitung. Paul hätte ohne Bedenken die Zumuthung zurückgewiesen, denn er war bereits halbwegs für Gastein engagirt, wo eine gefeierte Tänzerin des Moskauer Ballets während der Ferien auf ihren Lorbeern auszuruhen gedachte; allein die Erwägung, daß auch sein hoher Chef vor einigen Tagen bei ihm angefragt, ob Paul, da seine Tante die Badereise an die Ostsee beab-

sichtigte, er selbst aber, der Chef, an den Platz gebunden sei, wohl die Liebenswürdigkeit haben würde, Ihre hohe Excellenz, die Chef=Gemahlin nebst Familie auf derselben Tour zu begleiten — diese Erwägung bestimmte ihn, Ja zu sagen zu dem Wunsch der freigebigen Tante, und so ging die Badereise vor sich.

In einem versteckten Winkel unseres Herzens birgt sich ein sonderbares Gefühl. Unbewußt nöthigt uns etwas, Den zu meiden, dem wir einen großen, schwer zu vergeltenden Dienst erwiesen haben. Es ist uns, als müsse er durch unsere Gegenwart peinlich an jenen Dienst erinnert werden. Kommt er nicht zu uns, wir meiden ihn erst recht. In ähnlicher Lage befand sich Paul Sophie gegenüber. Früher, wo das Kind sich dessen noch nicht klar bewußt sein konnte, was es ihm zu danken habe, legte er sich keinen Zwang an, ihm mit unzähligen Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten entgegenzukommen; später, wo er die überall bewunderte Schönheit von Söhnen und Vätern der fashionabelsten Gesellschaft umschwärmt sah, umging er ihre Nähe, damit sie nicht in Versuchung käme, ihn etwa aus Dankbarkeit auszuzeichnen oder gar zu bevorzugen — und jetzt, nachdem er auf der ganzen zur Annäherung so sehr ermunternden Fahrt strenge Zurückhaltung beobachtet hatte, heute mußte es ihn doch erfassen, mußte er untreu werden einem Vorsatz, auf den er um so eifersüchtiger gewesen war, als er sich nicht rühmen konnte, einen andern je so weit durchgeführt zu haben.

Drittes Kapitel.

Paul schloß seine Reminiscenzen, indem er von der Bank aufstand und die flache Hand gegen die erhitzte Stirn drückte, als wecke er die feiernde Vernunft gegen ein Beginnen, in das ihn seine Gefühle zu verwickeln drohten. Unentschlossen, wohin er sich wenden sollte: ob zurück zum Conversationshause, das er soeben verlassen, ob den steilen Waldabhang hinunter an den Strand, oder ob er den Weg einschlage, den Sophie gegangen war, und der ihn in die leidige Theegesellschaft der Tante brachte, stand er einige Minuten still und wandte sich dann der letzteren Richtung zu.

Weniger steil als zum Meere fällt die waldgekrönte Düne von der andern Seite ab. Hierher münden alle die zahlreichen von villenartigen Strandhäusern eingefaßten Querstraßen, die bald zwei, bald drei, oder auch nur eine Langstraße durchschneiden, welche letztere meilenweit durch tiefen Sand sich hinziehend, als die Verbindungslinie der vier Hauptortschaften des Rigaschen Strandes anzusehen ist. Potassow betrat den Brettersteg der nächstgelegenen Querstraße. Mit

jedem Schritt mäßigte er seinen Gang und blieb häufig stehen, um den Blick verweilen zu lassen auf den Bildern behaglichen Familienlebens, die sich ihm rechts und links darboten.

Da lagen die Strandhäuser, von der Straße durch eine Blumenanpflanzung und einen niedrigen Gitterzaun getrennt, inmitten hoher dichter Gebüsche und junger Tannen und Fichten. Der Bauart nach ist eins wie das andere: unten eine ins Haus sich vertiefende Veranda, die Giebelwohnungen gleichfalls mit überdachten Söllern versehen, meist strohgedeckt und ohne Ofeneinrichtung. Doch sieht man auch häufig prächtige Villen reicher Rigenser oder speculativer Vermiether, ebenso einstöckige zierliche Häuschen für kleine Familien.

Von jeder hellerleuchteten, oft mit bunten Papierlaternen illuminirten Veranda tönten munteres Geplauder, helles Lachen zu Paul herüber und verscheuchten den Rest der Unruhe, die die eben erlebte Scene mit Sophie in seinem Innern zurückgelassen. Als er sich der stattlichen Villa näherte, welche seine Tante gemiethet hatte, bemerkte er an der Gitterpforte eines kleinen fast ganz im Gebüsch versteckten Häuschens zu seinem höchsten Erstaunen Ilja, seinen alten grämlichen Diener, im leisen Gespräch mit einer Frauensperson, deren Gesicht verschattet blieb, während seines Dieners ergrauter Kopf mit den kleinen gutmüthig schelmischen Augen, vom Lampenlicht der Veranda hell beleuchtet, vollkommen sichtbar erschien. An dem Pärchen vor-

übergehend, schmunzelte Paul und klopfte dem Alten auf die Schulter.

„Mach' deine Sache gut, Ilja!" Er wollte weiter.

„Ew. Hochwohlgeboren!" rief Jener ihm in gereiztem Tone nach, — „ich bin ein rechtgläubiger Christ, und dieses Frauenzimmer ist nicht vom Ballet: es ist meine Schwester!"

Potassow blieb stehen. „Ah, Verzeihung, meine Herrschaften", sagte er, die Pille hinunterschluckend und jetzt erst das verwunderte Gesicht einer ehrsamen Alten erblickend, — „ich hielt Sie für Amor und Psyche."

Ehe Ilja mit der Antwort auf diesen ihm dunklen Ausfall seines Herrn fertig ist (er bleibt nie eine Antwort schuldig), müssen schnell ein paar Worte zum Verständniß seiner Stellung zu Paul vorausgeschickt werden. Paul selbst hat sich über dieses Verhältniß wiederholt ausgesprochen. „Seit Jahren", sagte er, „lebe ich mit meinem Ilja in einer Art Belagerungszustand. Ohne zurückgeschlagen zu werden, gelingt mir selten ein Ausfall, und ohne auszufallen, kann ich gar nicht mehr existiren. Man nennt mich den boshaften Potassow. Er ist schuld daran. Seit der Zeit, wo meine Großmutter mir mit ihm ein Geschenk machte, habe ich in der Uebung dieser Untugend mehr gewonnen, als ich je auf Grund eigener Befähigung erzielt hätte. Er ist mein Schleifstein. Wir können nicht zehn Worte miteinander wechseln, ohne auf gute Manier gegeneinander auszufallen. Ich weiß nicht mehr, wie ich meine

Worte wählen soll, ihn nicht zu ärgern. Manchmal habe ich wirklich den guten Willen, seine Grämlichkeit durch eine freundliche Frage zu vertreiben. Sage ich dann, ohne im Entferntesten an seine Nase zu denken (Ilja hatte eine sehr verdächtige hochrothe Nase): wie geht's, alter Truthahn? schnell ist er dabei, mir das Wort im Munde zu verdrehen und die empfindliche Antwort zu geben: Ew. Hochwohlgeboren, was Sie mit dem Trethahn meinen, weiß ich nicht, so viel weiß ich nur, daß ich nicht trete, sondern getreten werde. Da ihn also das Wort beleidigte, ließ ich den Truthahn bei einer nächsten Gelegenheit ganz weg und fragte einfach: wie geht's, Ilja? Kann man harmloser fragen? — Und seine Antwort? „Ew. Hochwohlgeboren, es geht wie wenn die Equipage verspielt wäre: zu Fuß!" Das war eine beißende Anspielung auf mein herrliches Gespann, welches ich der Fortuna opfern mußte. So ist Ilja."

Da steht er nun und man sieht es ihm an, wie sein ganzes Innere sich krümmt und windet vor Aerger und Grimm, weil er die letzte Bemerkung seines Herrn nicht recht versteht, ihn jedoch zu gut kennt, um hinter diesem „Amor und Psyche" etwa eine fremde Bezeichnung für Advocat und Clientin zu vermuthen; er weiß: es war ein Ausfall, und sieht, wie der Boshafte sich freut und mit seinem Handschuh den Tact in die flache Hand schlägt, als wolle er Ilja's durcheinanderspringenden Gedankengang regeln. Endlich ist die Finsterniß durchdrungen, endlich athmet Ilja auf.

„Ew. Hochwohlgeboren, ich bin ein rechtgläubiger Christ (er begann gern mit dieser Wendung) und verstehe mich auf heidnische Dinge nicht, aber vor einer Stunde, als ich ausgeschickt wurde, das Fräulein zu suchen, sah ich ein Paar, auf welches Ihre gelehrte Bemerkung besser paßt, als auf mich und meine Schwester."

Paul war gegangen, ohne das Ende abzuwarten. Ilja sah ihm mit einem Blicke nach, mit welchem etwa ein General die eben geschlagenen feindlichen Schaaren sich zurückziehen sieht: noch immer mit Ingrimm, aber mit einem Ingrimm, der schon im Ausklingen begriffen, zum gütlichen Frieden bereit ist. Dann wandte er sich wieder zur Schwester, die noch älter aussah als er selbst, und deren faltendurchfurchte Wange er zärtlich streichelte. „Sechsunddreißig Jahre nicht gesehen — wir haben uns sechsunddreißig lange Jahre nicht gesehen!" wiederholte er dabei ein über das andere Mal. Das war fast der einzige Inhalt der Gespräche, die Bruder und Schwester seit dem gestrigen Tage, so oft sie sich sahen, führten.

Ein wunderbarer Zufall hatte die Langgetrennten, von denen Jeder glaubte, der Andere liege bereits unter der Erde, hier, fern von der Heimath, auf fremdem Boden, unter fremden Menschen zusammengeführt — nach 36 Jahren! Das ist freilich im weiten großen Rußland, wo die des Lesens und Schreibens Unkundigen noch immer nach Millionen, die „Verschollenen", über die kein Nachweis existirt, nach Tausenden zählen, nichts Auffälliges.

Zum Theil liegen die Ursachen in dem gewiß nur anerzogenen Indifferentismus des Volkes. Man betrachtet Alles als Fügung des Himmels und giebt sich zufrieden. Wurden ehedem die Glieder einer Familie durch den allmächtigen Erbherrn getrennt und nach allen Richtungen zerstreut, so hatte es Gott so gewollt, und eine Verbindung mit dem Entfernten zu unterhalten, wäre gewissermaßen ein strafbarer Schleichhandel gegen Gottes Willen. Ist es Gottes Wille, so werden wir uns wiedersehen, wenn nicht hier, so in jener Welt. Ilja und die Schwester, die damaligen Leibeigenen, hatten das Heimathsdorf verlassen — sie, um die neuvermählte Tochter ihrer Herrschaft als Dienerin nach der fernen nordischen Zarenstadt zu begleiten — er, um Soldat zu werden. Seitdem hatten sie nichts von einander gehört. Ein Zufall, wie gesagt, führte die alten Leute, deren Herrschaften hier am Strande Nachbarn waren, auf die Entdeckung, daß sie Geschwister seien.

„Und Du lebst seit zwanzig Jahren in Moskau?“ fragte die Schwester.

„Seit 20 Jahren“, bestätigte Ilja.

„Gott hat es nicht gewollt, daß wir uns dort begegneten“, sprach sie weiter. „Ich bin in der Zeit oft in Moskau gewesen. Ach Bruder, jeder hat sein Kreuz zu tragen! Wenn ich nur beichten könnte: es fiele mir leichter.“

„Was drückt Dich, Schwester?“ fragte er theilnehmend, — „erzähl's Deinem Bruder.“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund und warf besorgt einen Blick hinter sich auf das kleine lauschige Haus, dessen Veranda zwar hell erleuchtet und wohnlich eingerichtet, aber einsam und verlassen war.

„Still, still, Ilja!“ warnte sie flüsternd. „Sie hört wie ein Vogel. Was Gott ihr an den Augen genommen, hat er der heiligen Büßerin in's Ohr gelegt.“

„Liebe Schwester, ich bin ein rechtgläubiger Christ und kümmere mich um Sünde und Buße nicht, aber hinter Deiner Herrin, mit der Du so geheim thust, steckt etwas. Ich habe Ahnungen.“

Die Alte stutzte. „Ahnungen? Was für Ahnungen?“ fragte sie.

„Ich meine nur so.“

In der That dachte sich Ilja nichts dabei. Wie er fast jede längere Rede mit seinem „ich bin ein rechtgläubiger Christ“ begann, so schloß er sie, ob es paßte oder nicht, in der Regel mit „ich habe Ahnungen.“

Die Schwester wollte wieder das Wort ergreifen, als aus dem Innern des Häuschens eine hohe bleiche weibliche Gestalt in's Licht der Veranda trat und mit leiser bittender Stimme nach ihr rief.

„Sündige nicht, verurtheile nicht, Bruder!“ flüsterte sie ihm noch eilig zu. „Vielleicht erzähl' ich's Dir morgen. Gute Nacht heute.“

Sie trennten sich.

Ilja begab sich nach Hause, um sein Amt des Thee-

umherreichens, das er auf eine halbe Stunde eigenmächtig unterbrochen hatte, wieder aufzunehmen. Ohne Zweifel wäre er gar nicht zurückgekehrt zu diesem Geschäft, dem er sich, als Diener Paul Alexandrowitsch's, freiwillig gefügt, wenn seine Schwester ihm bereits heute ihre Lebensgeschichte mitgetheilt hätte. Denn darin ist Ilja als guter Mensch in dieser Erzählung kaum zu retten: wo er die Tante nur immer ärgern konnte, da that er es nicht mehr wie gern. Ihr einen Streich zu spielen — das war sein Studium. Wenn früher gesagt worden war: Ilja, der mit Allen im Hause haderte, und den doch Alle liebten, so geschah das nur, um beim Leser von Tante Marfa keine vorgefaßte schlechte Meinung zu erwecken, was doch der Fall gewesen wäre, wenn schon dort wahrheitsgemäß stände: Ilja ward von Allen im Hause geliebt, außer von Tante Marfa. Jetzt weiß der Leser doch warum.

Auf der Veranda der Villa überraschte Ilja seinen Herrn, der, von der Nacht gedeckt, sich die Gesellschaft der Tante durch die Glasthür ansah. Man hatte sich vor der Kühle des Abends in's Innere zurückgezogen. Paul nahm den Alten bei Seite.

„Ilja“, sagte er, „Du hast vorhin ein unbedachtes Wort ausgesprochen. Ich rathe Dir mehr Vorsicht darin. Sophie Nikolajewna dürfte sonst böse auf Dich werden.“

„Ew. Hochwohlgeboren, Sophie Nikolajewna ist mir heilig.“

„Das freut mich, Ilja. Mich wundert's nur, wie

Deine Anwesenheit mir entgehen konnte! Deine Nase ist für das Land, was der Leuchtthurm an der Dünamündung für die See ist: überall sichtbar."

„Jedes Ding hat sein Gutes und Schlechtes. Was Ew. Hochwohlgeboren betrifft, so sind Sie ein guter Reiter auf Ihres Dieners Nase."

„Wenn Du damit sagen willst, daß Du mich nicht abwerfen darfst, so ist das eine Finte, das heißt: eine schlechte Sache. Du weißt, Du darfst's. Aber hast Du keine Ahnungen? weißt Du nicht, ob Sophie Nikolajewna zu Hause ist?"

„Seit einer Stunde. Sie ging gradwegs in ihre Zimmer und schloß sich ein. Ew. Hochwohlgeboren — ich habe Ahnungen."

„Und Du treibst Dich umher, anstatt den Gästen aufzuwarten? Nun, Marfa Iwanowna wird Dir den Kopf schon zurechtsetzen."

Ilja lächelte mitleidig.

„Hast Du erfahren, wer die Dame ist, deren Freundin Deine Schwester zu sein scheint?"

„Nichts habe ich erfahren. Sie hält zurück mit der Sprache. Wir sind uns auch noch zu fremd."

Paul schwieg einige Augenblicke gedankenvoll. „Gehe jetzt hinein", sagte er dann. „Ich will noch an's Meer".

Er entfernte sich. Ilja trat durch eine Hinterthür in's Haus.

Viertes Kapitel.

In dem comfortabel eingerichteten Salon, der durch die erwähnte Glasthür sichtbar erschien, saßen bei Thee und lebhafter Unterhaltung zwei Damen und zwei Herren. Der eine derselben machte sich durch das bis auf die Schultern herabhängende Haupthaar, das goldene Kreuz an goldener Kette und durch das lange braunseidene Habit, das ein breiter perlengestickter Gurt um den wohlgenährten Leib zusammenhielt, als höherer russischer Geistlicher sofort kenntlich. Es war eine große robuste Gestalt, gegen die der andere Herr (bei dessen Anblick man Ilja zu sehen glaubte, so frappant war die Aehnlichkeit) wie ein Männlein sich ausnahm. Der geistliche Herr stand in den Jahren männlicher Vollkraft. Das Gesicht war breit, fleischig, roth, der blonde Bart sehr dünn und durchsichtig, die Lippen gedrungen und trotzig aufgeworfen. Diese und die kleinen scharfen Augen, dazu die dreiste feste Stirn verriethen beim ersten Blick den Mann von Charakter. Pater Wassili, Lette von Geburt, war Rector eines geistlichen Seminars und als begabter politischer Kanzelredner im

ganzen Land bekannt. Wie er ein hervorragender Mann des Wortes, so war sein Nachbar, Jegor Michailowitsch Schichin, ein (freilich unbegabter) Mann der Feder auf demselben Kampfgebiet gegen Deutschthum und Protestantismus. Der äußeren Erscheinung nach hält Ilja, wie bemerkt, jeden Vergleich mit ihm aus. Beide scheinen hohe Vierziger, beide sind von kleiner gedrungener Statur, mit stark hervortretenden Backenknochen ausgestattet und rasirt bis auf den weißen Schnurbart mit den vergilbten Spitzen. Auch das schlichte, in weißen und schwarzen Strähnen herabhängende, rundbeschnittene Haar haben sie gemeinsam, ebenso die kurze fleischige Nase, welche bei Schichin schon im Rothwerden begriffen ist. Der Ausdruck der Augen und des Mundes ist freilich sehr verschieden: bei Ilja klug, gut, grämlich-schelmisch — bei Schichin schlau, brütend, verschmitzt. — Die Damen waren Tante Marfa und Ihre Excellenz, die Chef-Gemahlin, vielleicht fünf Jahre älter als die Tante, die, wie ihre eigenen Angaben auch lauten mögen, gegenwärtig das achtunddreißigste Jahr zurückgelegt haben muß. Sie sah noch ganz passabel aus: füllig, reiner Teint, gutes Haar und prachtvolle Zähne. Nur die grauen Augen enthielten etwas Haschendes, Zänkisches und die dünnen Lippen waren gekniffen.

Die Gesellschaft wurde vom Stubenmädchen bedient.

Als Ilja eintrat, unterbrach Tante Marfa ihre Rede, um den Alten mit einem fürchterlichen Blick zu messen Er schien es gar nicht zu bemerken. Sie warf ihm noch

einen solchen Blick zu. Vergebens, Ilja trat gemächlich an den Tisch und hob eine leere Krystallcaraffe aus dem silbernen Aufsatz.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, meine Herrschaften," sagte sie, als sie nach einem dritten vergeblichen Bolzenschuß auf des Neffen Diener sah, wie dieser mit der Caraffe hinausging. Gleichzeitig erhob sie sich und folgte ihm. Nach zwei oder drei Minuten (während welcher die Chef-Gemahlin die Bemerkung machte, daß Paul Alexandrowitsch sein Moskauer Leben am Riga'schen Strande fortzusetzen scheine) trat Ilja von der entgegengesetzten Seite wieder in's Zimmer. Ihm nach kam Tante Marfa hocherregt, zornsprühend. Ilja entfernte sich wieder durch die erste Thür. „Noch einen Augenblick," bat die Tante mit kläglichem Lächeln gegen die Gesellschaft und verschwand durch denselben Ausgang. Jetzt sahen die Herren sich fragend an; Ihre Excellenz schien das Verhältniß bereits zu kennen. Sie achtete nicht darauf, sondern sah nachdenklich in den Abend hinaus. — Wieder hatte Ilja die Runde gemacht und erschien mit einer Kiste Cigarren; dicht hinter ihm her, vollständig echauffirt und athemlos, Tante Marfa. Er that, als ob es ihn gar nicht anginge und servirte kaltblütig erst Pater Wassili, dann Schichin. Aber nur der letztere rauchte.

Tante Marfa warf sich in ihren Lehnstuhl.

„Sind Sie mit Ihrem Diener zufrieden, liebe Excellenz?" wandte sie sich an die Chef-Gemahlin. „Der

unſrige,“ fuhr ſie, ohne eine Antwort abzuwarten, mit ſchneidender Schärfe fort, — „der unſrige iſt ein geradezu gefährlicher Menſch. Das Volk iſt ſeit der Emancipation grenzenlos unverſchämt geworden.“ Jetzt begegnete ſie einem Blick Ilja's, den ſie nicht aushielt. Der Alte entfernte ſich ſchweigend.

„Ich möchte wieder auf unſere lettiſche Jugend zurückkommen,“ nahm nun Pater Waſſili das Wort. „Marfa Iwanowna, Sie bemerkten vorhin ganz richtig, daß die bevorſtehende allgemeine Wehrpflicht uns dieſe Jugend ſchaarenweiſe und ganz von ſelbſt zuführen werde. Ohne Zweifel. Allein der ruſſiſchen Nation iſt damit nur halb gedient. Sie kann und darf den Begriff Ruſſe und Rechtgläubiger nicht trennen. Der gehört zuſammen. Die neue Wehrpflicht wird maſſenhaft ruſſificiren — mit Erfolg convertiren wird nur der Prieſter aus dem Volk, der geborene Lette oder Eſte. Es iſt nicht mein geringſter Stolz, daß ich meiner Kirche bereits Hunderte meiner lettiſchen Brüder einverleibt habe. Unſer geiſtliches Seminar, unſer „Baltiſches Volkslehrerſeminar“ und die „Geiſtliche Schule“ — das ſind die Stätten, das ſind die Treibhäuſer, in denen wir die zukünftigen Prieſter der Letten und Eſten erziehen. Dieſe Schulen ſtehen verhältnißmäßig leider noch leer — ſie zu füllen, müſſen bedeutende Anſtrengungen gemacht, große Opfer gebracht werden. Bis jetzt haben die großherzigen Schweſtern der Bratſtwo in Petersburg und Moskau (er verneigte ſich artig gegen die beiden Re-

präsentantinnen des letzteren Orts) namhafte Mittel hergegeben, die Kirchen der Rechtgläubigen den Verhältnissen entsprechend zu schmücken und ihre Priester würdig zu kleiden — fahren Sie fort mit reichlichen Geldspenden, aber bestimmen Sie die Summen nicht zum äußeren Schmuck — dafür muß der Staat sorgen —, sondern fördern Sie damit den Beitritt armer lettischer Kinder in unsere geistlichen Schulen. Zwei solcher Schulen habe ich ja bereits Ihnen, Marfa Iwanowna, und eine Ihnen, Excellenz, zu danken."

„Aber," meinte befriedigt Tante Marfa, „wie verhält es sich mit der Behauptung unserer Gegner, daß die Letten und Esten gute Protestanten seien, und daß nur verführerische, ihre äußere Noth ausnützende Mittel sie zum Glaubenswechsel veranlassen?"

„Lüge, nichts als nackte Lüge!" rief der verbissene Schichin.

„Iegor Michailowitsch," sagte der Geistliche mit der Würde der Ueberlegenheit, — „das ist nicht Ihre Ueberzeugung."

„Das ist viel gesagt!"

„Aber nicht übertrieben."

„Indessen, Pater Wassili, ich dächte, ich habe meine Ueberzeugung von der Lüge und Verläumdung unserer Gegner tausendfältig schwarz auf weiß niedergelegt!"

„Gewiß!" rief Tante Marfa mit auffallendem Interesse, indem sie dem Angegriffenen ermunternde Blicke zuwarf.

„Nicht doch,“ fuhr der geistliche Herr ruhig fort, „die Presse hat geglaubt, unserer Sache durch die vom patriotischen Standpunkte aus vielleicht zu rechtfertigende Behauptung, das Landvolk sei rechtgläubig gesinnt, zu nützen — das ist die ganze Ueberzeugung. Aber jene immer wieder aufgestellte Behauptung hat nur geschadet, anstatt nachhaltig zu nützen. Denn die russische Gesellschaft ging nun von der Voraussetzung aus, daß es hinreichend sei, Kirchen zu bauen, zu renoviren, zu schmücken — die Beter würden von selbst kommen. Es hat mir viel Mühe gekostet, dieser eingerissenen irrigen Meinung gegenüber meine Pläne aufrecht zu erhalten und nach und nach zu realisiren. Wir brauchen Priester aus dem Volk und wir müssen sie haben! Daß die Letten und Esten noch am Protestantismus hängen, trifft leider nur zu sehr zu; indessen ist es auch einleuchtend, daß sie nur darum eifrige Lutheraner sind, weil sie eine große Anzahl begabter Priester der Irrlehre aus ihrer eigenen Mitte besitzen. Begabte Priester können aber auch wir ihnen aus ihren Söhnen erziehen, wie es die Herren Barone gethan haben. Die wohlhabenden protestantischen Bauern werden uns ihre Söhne zur Erziehung nicht überantworten — was bleibt uns also übrig, als uns zur Hütte zu wenden und, indem wir unsern Zweck erreichen, zugleich ein Werk der Liebe, Mildthätigkeit und Aufklärung zu verrichten? Und so ist es denn gerade die Noth, der man und die uns die Hand reicht.“

„Aus der Noth eine Tugend machen!“ murmelte etwas herabgestimmt der Mann der Feder vor sich hin.

„Sie stimmen nicht mit mir überein, meine Damen?“ fragte Pater Wassili.

Die Damen sahen sich an; sie wußten nicht, was sie sagen sollten.

„Damit übereinstimmen,“ nahm Schichin ermuntert das Wort, — „hieße unwürdig denken von der heiligen Allgewalt und dem unwiderstehlichen Einfluß der rechtgläubigen Kirche. Ich kann es nicht glauben!“

„Ich auch nicht,“ secundirte Tante Marfa.

„Und doch, liebes Fräulein,“ sagte die Chef-Gemahlin, „haben wir an unseren drei Knaben die Erfahrung gemacht.“

„Das ist nur hier am Strande: hier ist das Volk arm,“ entgegnete immer dreister Schichin.

„Ein Redacteur muß das doch wohl wissen,“ meinte die Secundantin.

Pater Wassili lächelte unmerklich. Schichin sah ihn durch die buschigen Brauen falsch an. Tante Marfa suchte zu vermitteln. Sie hatte zuerst den Gedanken der Wehrpflicht gehabt und wollte nun wenigstens etwas davon retten.

„Ehe wir uns der Armuth als Mittel zum Zweck bedienen,“ sagte sie, „kommen wir den Leuten lieber mit dem Gespenst der Wehrpflicht. Jegor Michailowitsch — Sie waren neulich der Meinung, daß der Bauer hier mehr wie anderswo eine Scheu hat, Soldat zu werden?“

„Die Thatsache ist offenkundig.“

„Ich dächte, dieser Umstand bietet eine vortreffliche Handhabe.“

Alle Anwesenden stimmten darin überein, und so war die Einigkeit wieder hergestellt, zumal der Rector mit tolerantem Lächeln hinzufügte: auch die Kirche müsse den Umständen Rechnung tragen.

„In der Sorge um meine geistliche Schule mich überall nach intelligenten lettischen Knaben umsehend,“ begann Pater Wassili von Neuem, „habe ich in einer Hütte, die zwei Fischerknechte mit ihren Familien gemeinsam bewohnen, ein paar Jungen entdeckt, welche ganz ungewöhnliche Gaben an den Tag legen und viel versprechen. Die Eltern sind lutherisch. Sie gestehen, daß es ihnen unmöglich wird, die Kinder selbst zu erziehen, möchten sich derselben aber nicht entäußern, da die Knaben, der eine 11 der andere 12 Jahre alt, ihnen bereits helfen, Brod zu verdienen. Ich meine nun, eine Geldentschädigung mit der Aussicht, die Kinder zu ehrenvollen Männern zu erziehen, machte die Eltern sofort willig, dieselben uns zu überlassen. Das Geld zu beschaffen, muß ich leider wieder an die Privatwohlthätigkeit appelliren, da die Mittel der Bratstwo für solche Zwecke bereits erschöpft sind.“

Der verständige Rector schwieg.

„Welche Summe, glauben Sie, wird dazu erforderlich sein?“ fragte Tante Marfa.

„Wenn wir jeder Familie 100 Rubel einhändigen, ist Alles gethan.“

„Ich ...“, begann die Chef-Gemahlin.

Die Tante ließ sie nicht ausreden. „Wir sprechen noch davon,“ sagte sie schnell.

„Ich wäre sonst auch gern bereit,“ vollendete nun die Excellenz.

„Ich hielt es für meine Pflicht,“ fuhr der Rector fort „die Damen darauf aufmerksam zu machen, damit sie es mir nachher nicht vorwerfen; denn eine hier anwesende Petersburgerin hat mir nöthigenfalls ausdrücklich die Mittel angeboten.“

„Nein, nein!“ rief mit Nachdruck die Tante, — „ich behalte die Knaben mir vor! — Doch von welcher Petersburgerin reden Sie? Hier neben uns wohnt seit drei Tagen eine dunkle Erscheinung. Ich habe sie noch nicht zu Gesicht bekommen, weiß nur, daß Ilja's Schwester ihre Vertraute ist. Das kann denn doch nicht von Weitem her sein!“

„Die ich meine, ist allerdings Ihre Nachbarin. Sie ist Mitglied einer Petersburger Bratstwo, von woher man mich auf sie aufmerksam machte. Die neue Kirche in N. verdankt ihre Entstehung zum größeren Theil den Mitteln, die sie mit freigebiger Hand gespendet — anderer Opfer zum Heil der Rechtgläubigkeit in den Ostseegouvernements nicht zu gedenken. Ich habe ihr eine Visite gemacht und muß gestehen: ein Zusammensein mit ihr ist wie Gottes-

dienst. Sie ist die Tochter eines höheren Offiziers, verwaist, sehr reich und muß, abgesehen von ihrer Blindheit, unglücklich, unendlich unglücklich sein."

„Sie ist blind, die Arme?" fragte mitleidig die Frau Excellenz.

„Nicht ganz; sie kann grelle Farben und scharfe Umrisse unterscheiden, und versichert, sie sehe nach und nach besser. Sie hat mir freiwillig ihren Eintritt in unsere Bratstwo gemeldet und in Aussicht gestellt, daß ein Theil ihres Vermögens nach ihrem Tode (die Unglückliche ist brustkrank) unserer rechtgläubigen Mission geweiht werden soll — eine Aussicht, die, falls sie sich verwirklicht, d. h. falls die Dame unverheirathet bleibt, meinen Muth nicht wenig beseelt."

„Sie ist also unverheirathet?" fragte Tante Marfa mit einem beobachtenden Blicke auf Jegor Michailowitsch Schichin.

„Ja."

„Kennen Sie die Dame auch, Jegor Michailowitsch?"

„Nein."

„Wie alt ist sie denn?" forschte sie, an den Priester sich wendend, weiter.

„Sie kann höchstens in Ihren Jahren sein, Marfa Iwanowna; sie macht einen jugendlichen Eindruck, scheint aber vollständig der Welt entsagt zu haben. Sie ist wie überirdisch."

„Wenn man Sie hört, Pater Wassili, bekommt man

Lust, gleichfalls unverheirathet zu bleiben," meinte Tante Marfa mit einem zweiten, jetzt aber aufmunternden Blick auf den Mann der Feder, der plötzlich, als sei ihm ein Leitartikelgedanke aufgegangen, sein großes Notizbuch hervorgeholt hatte und nun drauflos schrieb. Diese Unart kränkte sie. „Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, liebster Redacteur," wandte sie sich direct an ihn.

„Entschuldigen Sie, meine Damen! Um was handelt es sich?" Er steckte sein Notizbuch mit einem abwesenden Blick zu sich.

„Wir sind auf Heirathen und Nichtheirathen gekommen," fuhr die Ledige fort. „Meinen Sie nicht auch, Jegor Michailowitsch, daß ich besser daran thue, jeder Verbindung zu entsagen, und mein Vermögen, wie die geheimnißvolle Petersburgerin, der Kirche zu vermachen?"

„Ja und nein, Tantchen," erklang plötzlich Pauls tiefer Baß dicht hinter ihr, so daß sie zusammenfuhr. Der Neffe war während der letzten Rede der Tante, nur von der ihm zunickenden Chef-Gemahlin bemerkt, eingetreten. „Guten Abend, meine Damen!" fuhr er laut und ungezwungen fort. „Wie geht's, Pater Wassili? und Ihnen bester Redacteur?" Er ließ sich auf einen Stuhl nieder. „Sie sind meinem Tantchen noch eine Antwort schuldig, bester Redacteur. Falls es Sie geniren sollte, — ich bin gern bereit, dieselbe an Ihrer Stelle zu übernehmen."

„Unterlaß es, mein Bester, unterlaß es!" rief die Tante.

„Pardon, Tantchen, die Gelegenheit kommt mir wie gerufen. — Ja, Du thust gut, jeder Verbindung zu entsagen, — und nein, Tantchen, Du thust Unrecht, Dich von der reichen, rechtgläubigen Kirche beerben zu lassen. Sieh', ich bin ein armer Teufel und deines Bruders einziger Sohn."

„Sind Sie derselben Meinung, Jegor Michailowitsch?" Tante Marfa zeigte sich hartnäckig in der Verfolgung eines Zieles.

„Was mich betrifft," sagte Schichin, „so ziehe ich entschieden den ledigen Stand vor. Ich bin ein versteinerter Journalist und unfähig, mich zu verlieben!"

„Das habe ich von mir auch geglaubt," versicherte vorschnell Tante Marfa. Als hierauf eine Pause eintrat, und Potassow sogar ziemlich hörbar gähnte, fragte sie ihn:

„Hast Du Sophie gesehen?"

„Nein, aber das Licht, das durch die Jalousien ihres Fensters leuchtet, sagt mir, daß sie zu Hause sei."

„Es thut mir leid," bemerkte der Rector, „daß sich das Fräulein auch heute unserer Gesellschaft entzogen hat. Ich sehne mich nach ihrer Bekanntschaft. Sie repräsentirt in ihrer Person eben jenen Widerspruch, sie trennt jenen Begriff, den wir Russen, wie ich bereits erwähnte, uns getrennt nicht denken können: sie ist Russin und doch nicht rechtgläubig."

„Das ist die Misère," ächzte Tante Marfa.

„Es wäre ein Verdienst, sie davon zu überzeugen," ermunterte der geistliche Herr.

„A propos, Pater Wassili — das wird Sie interessiren!“ rief Paul. „Ich unterhielt mich heute mit einem jungen Mann: Gymnasiast, Secundaner, sehr arm, Lutheraner. Er will Geistlicher werden und zeigte sich (auf meine Empfehlung) sofort bereit, in Ihr Seminar zu treten. Er stellte nur eine Bedingung...“

„Nun?“ fragte der Rector begierig, — „welche Bedingung?“

„Er will lutherisch bleiben.“

„Hören Sie ihn doch nicht an, Pater Wassili; er ist ja ein gottloser Spötter!“ zürnte die Tante.

Der Geistliche lächelte verzeihend und schwieg. Schichin zog seine dicken Brauen zusammen und warf dem entnationalisirten Russen einen giftigen Seitenblick zu. Paul fing ihn auf.

„Mit Ihrer Zeitung soll es ja vortrefflich gehen, bester Redacteur,“ begann er. „Ich hörte von 20,000 Exemplaren. Ist das wahr? Nun, man sagt so. Auf Petersburg und Moskau allein sollen 19,000 kommen. Da kann man es schon vertragen, wenn Riga und die drei Ostseeprovinzen nur auf 300 abonnirt sind.“

Tante Marfa zitterte am ganzen Körper.

„Du wirst hinkünftig wohl daran thun, lieber Paul, meine Abende nicht ohne specielle Einladung zu besuchen.“

„Eine harte Nuß, Tantchen. Indessen (er verbeugte sich gegen die Herren), die Gesellschaft, wage ich zu hoffen, wird mein Ausbleiben vermissen.“

Der Mann vom Wort und der von der Feder erhoben sich. Die Chef-Gemahlin erkundigte sich nach ihrem Diener. Tante Marfa gab ihr Auskunft, dem Rector gute Worte und drückte dem Redacteur mit einem vielsagenden Blick die Hand. Er möchte ja nicht vergessen, das versprochene Schriftstück bei seinem nächsten Besuch, dem sie in Bälde entgegensehe, mitzunehmen. Die Gesellschaft empfahl sich. Die Tante und Paul waren allein. Sie ging mit hochverschränkten Armen im Zimmer auf und nieder; er hatte in einem Lehnstuhl Platz genommen.

„Immer bist Du der Störenfried; stets vertreibst Du mir meine Gäste!“

„Diesmal war es allerdings meine Absicht, Tantchen.“

„Wie offenherzig! Warum, wenn man fragen darf?“

„Ich wollte Dich ersuchen, mir 500 Rubel zu leihen.“

Sie blieb stehen.

„Wie!?“

„500 Rubel, Tantchen.“

„Und Du hast die 1000 Rubel, die ich Dir bei der Abreise gab, schon verthan?!“

„Das ist lang her, Tantchen.“

„Lang! es sind kaum acht Tage vergangen!“

„Ich habe Unglück gehabt, Tantchen.“

„Deine Leidenschaft wird Dich noch zu Grunde richten.“

„Jeder hat seine Leidenschaft, Tantchen, — Du sogar zwei.“

„Keine! Welche denn?“

„Die Mission und Schichin.“

„Du bist nicht gescheidt!“ Sie setzte ihre Promenade wieder fort.

„Die Mission ist nichts werth, aber Schichin ist, wenn auch ein schlechter Publicist, sonst ein ganz guter Kerl. Wenn er Eisenbahndirector wäre, ließe ich ihn mir als Onkel gern gefallen.

„Phantasire nur weiter!“

Paul stand auf, schritt auf die Tante zu und legte den Arm um ihre Taille. „Wie denkst Du, Tantchen, kannst Du bis zur nächsten Woche 500 Rubel entbehren?“

„Liebster Paul,“ sagte sie, sich von seinem Arm befreiend, — „ich befinde mich selbst in der größten Verlegenheit. Das Leben ist hier unglaublich theuer . . .“

„Namentlich durch die Mission.“

„Der Hausverwalter muß mir in diesen Tagen die Miethen schicken. Auch ein paar Tausend Rubel Zinsen werden demnächst eintreffen. Gedulde Dich.“

„Hm!“ brummte Potassow nachdenklich.

„Sind es directe Schulden?“

„Nein, nein! und gute Nacht, Tantchen! Ich will hinaufgehn und einige Briefe nach Moskau schreiben. Vielleicht überrasche ich einen oder den andern Freund in einer Rückzahlungslaune, oder es läßt sich hier und da eine Anleihe machen. Gute Nacht!“

„Schlaf wohl!“

Fünftes Kapitel.

Eine halbe Stunde später war es still und dunkel in der Villa. Nur durch den blauen Vorhang eines Thurmfensters und durch die Gitterladen eines Fensters im Erdgeschoß schimmerte noch Licht.

Dort wohnte Paul, hier Sophie.

Ihre beiden Gemächer, von denen das eine ihr zum Schlafzimmer diente, erscheinen für unsere Strandverhältnisse elegant eingerichtet. Sie sitzt an einem kleinen Schreibtisch, den Kopf auf die Hand gestützt, und sinnt. Ein Buch liegt aufgeschlagen vor ihr. Von ihrem weißen Nachtgewand sieht man nur so viel, als das immer noch aufgelöste reiche Haar, das die herrliche Gestalt ringsum einhüllt, gestattet

Es ist nicht mehr das düstere Sinnen, wie oben auf der Düne, nicht mehr die umwölkte Stirn und der wild blitzende Blick — ein glücklicher Friede liegt ausgebreitet auf dem dunklen Gesicht, der Wiederschein eines inneren heiligen Feuers röthet die Wangen, spielt um den leis geöffneten kleinen Mund, und das feuchte Auge, voll unendlicher Sehnsucht, ist hinaufgerichtet wie im Gebet,

auf daß zur Wahrheit werde, was diese wogende Brust bewegte. — Lang saß sie so da. Dann streckte sie die müssige Hand aus nach einem Album, das auf dem Tisch lag. Sie schlug es auf und Pauls Brustbild mit dem schönen Kopf auf den mächtigen Schultern blickte sie an mit guten hellen Augen, unter einer heiteren Stirn, die keine Sorgen, keine Launen zu dulden schien. In den Anblick des Bildes versunken durchlebte nun sie wieder, wie vorhin Paul, die Reihe der Erinnerungen, die, an ihr erstes Begegnen mit ihrem Retter sich knüpfend, einen Zeitraum von zehn Jahren ausfüllte. Beschämung, Stolz, Ruhe und Glückseligkeit und wieder Stolz prägten sich durcheinander auf dem glühenden Gesicht aus, bis endlich des sehnsüchtigen Blickes feuchter Glanz in Dank und Liebe zusammenfloß. Sie riß das Bild an ihre Lippen, preßte dieselben kurz, heftig, leidenschaftlich darauf und schlug dann das Album so entschieden zu, schob es so fest auf den Tisch zurück, wie sie es mit dem Mann selbst gethan, dem sie der unberührten Lippen ersten glühenden Kuß geweiht.

Wieder verharrte sie eine geraume Weile sinnend und unbeweglich, dann flüsterte sie leise vor sich hin:

„Wie reich und glücklich wäre ich jetzt, könnte ich an der Seite einer Mutter sein Kommen begrüßen, ihn begleiten, wenn er geht! wie glücklich und stolz, wenn ein würdiger Vater seinen Segen spräche zu meiner Wahl! Werde ich sie jemals kennen? O sucht mich auf, ihr Eltern!

seid arm und elend — ich will für euch arbeiten, wenn ihr selbst es nicht mehr könnt, und will euch niemals fragen, warum ihr mich verstießt . . . Leben sie — sind sie todt? Nur einmal möchte ich sie sehen! Ich würde sie an mein warmes Herz drücken, ihnen das Leben zu danken, das sie mir geschenkt, wie ich ihn an dies Herz gedrückt habe, ihn, der mir das Leben erhalten hat".

Sie schwieg. Mehr und mehr zogen sich die schwarzen Brauen zusammen und unheimlich leuchtete es wieder durch die Nacht der Augen.

„Nein, nein!" rief sie fast laut, — „beim Himmel, nein! dann danke ich ihnen das schmachvolle Leben nicht!"

Welches umfassende Gefühlsregister barg diese Brust! Da klang es von leisester Wehmuth bis zum tiefsten Schmerz, von zarter Liebessehnsucht bis zur wilden Begeisterung. Es dauerte lang, ehe sich der Sturm gelegt hatte. Nun sah sie nach der Uhr. Mitternacht war vorüber. Sie erhob sich, um ihr Schlafgemach aufzusuchen und wollte eben die Lampe erfassen, fuhr aber zusammen. Ein Geräusch draußen am Fensterladen hatte sie erschreckt. Sie stand dem Fenster gerade gegenüber und sah durch die klaren Vorhänge nichts, als die von innen erleuchteten schrägen Brettchen der Jalousien. Jetzt aber zeigten sich feine behandschuhte Finger, die vorsichtig und behutsam eins der Brettchen auszuheben sich bemühten.

Wer konnte das sein? Paul? Nein, Sophie hatte ihn eben erst auf seinen weichen Morgenschuhen über ihrem

Zimmer auf und nieder gehen gehört; sie wies auch sofort den unwürdigen Verdacht zurück. „Sollte der zudringliche ..." Sie vollendete nicht. Ein unbeschreiblicher Zug stolzer Geringschätzung um den scharfgeschnittenen üppigen Mund, ein drohender entschlossener Blick begleiteten den unausgesprochenen Gedanken. Rasch und geräuschlos zog sie eine Schieblade ihres Schreibtisches auf und ergriff einen dort aufbewahrten Revolver.

Das Brettchen gab endlich nach und ward beseitigt. Sophie sah einen Arm, erhob langsam den Revolver und nahm kalt und ruhig die Richtung ab. Wer draußen stand und die erhobene Waffe nicht leichtsinnig für eine leere Drohung nahm, hatte Zeit, sich zu hüten, der Gefahr zu entgehen. Aber der Arm blieb und ihm zur Seite erglänzten unheimlich ein paar funkelnde Augen. Da krachte der Schuß.

Als die Rauchwolke sich vertheilt hatte, waren Arm und Augen von der Lücke im Gitterladen verschwunden.

„Der stört mich in Zukunft wohl nicht mehr".

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, da polterten auch schon leichte und schwere Tritte eine Treppe herunter und das Jammergeschrei der Tante durchdrang das ganze Haus.

„Sophie! was ist vorgefallen!? woher kam der Schuß?" erscholl Pauls Stimme hinter der Thür.

Den Revolver in der herabhängenden Rechten, mit der Linken ihr Nachtgewand vorn auf der Brust zusammen-

haltend, stand die stolze Gestalt in der Mitte des Zimmers lächelnden Angesichts und wie befriedigt über die Sorge und Unruhe, die sich in des Geliebten Stimme aussprach. Sie antwortete nicht gleich; es war, als wollte sie noch einmal diese Stimme hören.

„Sophie, Sophie!" erscholl es wieder, begleitet von einem heftigen Drucke gegen die Thür, die in ihren Fugen zu zerspringen drohte.

„Seien Sie unbesorgt, Paul Alexandrowitsch", antwortete sie jetzt munter, — „ich habe nur auf einen Dieb geschossen, der meinen Laden erbrach".

„Ihnen selbst ist nichts zugestoßen?"

„Durchaus nichts".

„Ich kann mich darauf verlassen?"

„Ja, ja, Paul!"

„Sophie Nikolajewna, sind Sie am Leben?" kam nun etwas verspätet Ilja.

„Ich bin's, Alter".

Man hörte ihn mit Paul sprechen und dann ausrufen: „Kommen Sie, Ew. Hochwohlgeboren! vielleicht ergreifen wir noch den Dieb!"

„Nein, Ilja", rief Sophie zurück, — „laß den armen Teufel laufen und gehe zur Ruhe! Und Sie auch, Paul Alexandrowitsch, damit ich meine Thür öffnen und der Rauch sich verziehen kann".

„Ich gehe, Sophie; aber öffnen Sie der Tante".

„Der Spitzbube soll also entwischen?"

„Ja, Ilja.“

„Hm!“ brummte er.

Die Schritte beider Männer verhallten.

„Oeffne, Sophie, öffne!“ keuchte jetzt Tante Marfa hinter der Thür.

„Sie beunruhigen sich ganz unnöthig, Marfa Iwanowna; überzeugen Sie sich selbst.“

Damit schloß sie die Thür auf und die würdige Dame, in einen langen bunten Bademantel gehüllt, stürzte in's Zimmer. Ihr folgte das Stubenmädchen.

„Gott sei Dank, daß Du unversehrt bist!“ rief sie, die ruhig Dastehende umgehend und betastend. „Sie sagen, ein Dieb habe einbrechen wollen! Ein Dieb, Sophie?“

„Ich kann nichts anderes annehmen, Marfa Iwanowna.“

„Aber leg' den Revolver fort: wie leicht könnte ein Unglück passiren! — Wo wollte er einbrechen?“

Sophie wies auf die Lücke im Fensterladen.

„Unerhört! Ich werde morgen einen Nachtwächter extra für unser Haus engagiren. Unerhört!“

„Sie machen von der Kleinigkeit zu großes Aufsehen, Marfa Iwanowna.“

„Seines Lebens nicht mehr sicher sein, nennst Du eine Kleinigkeit! Nein, ich engagire morgen den Nachtwächter!“

„Thun Sie das zu Ihrer Beruhigung, wiewohl ich

nichts mehr fürchte. Die Diebe wissen jetzt, wie sie hier empfangen werden."

„Diese Courage! — Geh", wandte sie sich zum Stubenmädchen, „und sieh nach, ob alle Thüren und Fenster gut verschlossen sind. — Lege Dich zu Bett, Sophie."

Tante Marfa ging, um ihrem Neffen, der sie im Salon erwartete, zu erzählen, was sie gehört und gesehen. Sophie untersuchte noch mit ruhiger Neugier die rund und scharf ausgeschnittene Oeffnung in der Fensterscheibe, durch welche die Kugel gegangen war, nahm dann die Lampe und das Buch und begab sich in ihr Schlafgemach.

Sechstes Kapitel.

Es gehört zum Programm des Badelebens am Riga'schen Strande, gegen vier Uhr Nachmittags in großer Toilette am Ufer der Aa zu erscheinen und das Ankommen der Dampfböte aus Riga und Mitau zu erwarten. Die kurische Aa, ganz entgegengesetzt dem wildromantischen Charakter ihrer livländischen Schwester, fließt in ihrem mittleren und untern Lauf sanft und nützlich der Mündung der Düna zu. Wie sie aus Kurland heraustritt, wendet sie sich unter einem rechten Winkel, dessen Spitze gegenüber das bekannte Bad Kemmern liegt, gegen den Riga'schen Meerbusen und nähert sich bei dem Hauptstrandorte Dubbeln dem Meere bis auf Büchsenschußweite. Hier wälzt sich der Fluß so dicht an die Dünen heran, daß zwischen dem Fuß derselben und dem Aaufer nur für die von doppelter Häuserreihe eingefaßte Langstraße Platz geblieben ist.

Die Haltestelle des zunächst eintreffenden Dampfers ist dicht mit Menschen besetzt. Frauen erwarten ihre Männer, die in ihren verschiedenen Berufsgeschäften

zwischen 6 und 8 Uhr Morgens zur „Stadt“ gefahren sind und nun zwischen 4 und 6 Uhr Nachmittags zurückkehren, um den Abend ihm Kreise der Ihrigen zu verbringen. Auch viele junge Mädchen warten zum Theil ungeduldig, denn junge Männer finden in den Familien gastliche Aufnahme und dieser oder jener wohlsituirte Junggeselle hat wohl auch seine eigene Sommerwohnung am Strande, wie zum Beispiel Jegor Michailowitsch Schichin.

Tante Marfa saß unter dem Säulendach eines aus Fichtenästen künstlich geflochtenen Wartehäuschens, das auf blauer Tafel die weiße Aufschrift „Majorenhof“ trug. Dicht hinter ihrem Sitz, doch außerhalb der Veranda, stand mürrisch und unwillig Ilja in einer Art Livree. Die Tante war heute in Folge eines neuen Aergers, den ihr der Nichtsnutz von Diener verursacht hatte, in ihren Neffen gedrungen, den unverschämten Trunkenbold aus dem Dienst zu jagen. Da aber Paul ihr eine solche Zumuthung zwar rundweg und entschieden abschlug, indessen einsah, daß die diesmal nicht ohne Grund erbitterte Tante eine Satisfaction zu verlangen berechtigt war, so kam ein Compromiß zu Stande, demzufolge Ilja sie auf ihren Spaziergängen begleiten sollte, jedoch durfte sich die Correctionsstrafe nur einmal täglich und nur für die Dauer einer Woche wiederholen. So lautete der Pakt.

Die Würdige war nicht allein. Sie unterhielt sich mit einer Dame, die bei aller Verschiedenheit von ihr, ganz ihre Augen und ihren Mund besaß, was eine gewisse

Verwandtschaft der Charaktere vermuthen ließ. Beide waren schnell bekannt geworden, da die Dame (eine im Petersburger Bonnenthum russificirte Rigenserin) unsere Tante Marfa auf deren täglichen Gängen in's Bad regelmäßig einholte, mit ihr badete, gut russisch sprach, hauptsächlich aber fast alle Badegäste von irgend einer schlechten Seite kannte. Diese ihre Kenntnisse verwerthete sie denn auch in der gegenwärtigen Conversation.

„Sehen Sie," sagte sie, die Moskowiterin auf einen neuen, vielleicht hundertsten Gegenstand ihrer menschenfreundlichen Erörterungen aufmerksam machend, — „sehen Sie die Auffallende da — mit dem blauen Parasol, der oben einen Fettfleck hat?"

„Die, mit dem allmannsfreundlichen Gesicht ...?"

„Dieselbe."

„Nun?"

„Es ist eine reiche Pächtersfrau. Man sagt, sie habe ihren Mann durch einen Liebestrank an sich gefesselt."

„Einen Liebestrank!? giebt es noch Liebestränke?" fragte Tante Marfa mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Und das wissen Sie nicht!?" fragte ihrerseits mit aufrichtiger Verwunderung die ehemalige Bonne.

„Ich muß bekennen: ich hielt den Liebestrank, von dem ich allerdings hier und da gehört und gelesen, für eine verloren gegangene Erfindung des Mittelalters."

„O, keineswegs! Liebestränke giebt es noch heutzutage."

„Das ist interessant!“ Tante Marfa horchte auf.

„Daß sie selten sind,“ fuhr die Exbonne fort, — „darüber braucht man sich am Ende nicht zu wundern. Alles Rare ist selten. Doch unter der Hand und für einige Rubel soll man ein paar Tropfen bekommen.“

„Das ist interessant!“ sagte die Tante noch einmal.

„Haben Sie hier vielleicht einen alten hausirenden Juden gesehen? Die linke Schulter ist bei ihm etwas höher als die rechte, und er riecht immer so eigenthümlich nach Torf — gewiß kennen Sie ihn — ich sah ihn wiederholt aus Ihrem Hause kommen.“

„Das ist der Schacher-Chaim!“ mischte sich Ilja in's Gespräch.

„Schweige und warte, bis Du gefragt wirst,“ verwies ihn Tante Marfa. „Du brauchst überhaupt nicht so dicht hinter mir zu stehen.“

„Marfa Iwanowna, ich bin ein Mensch und rechtgläubiger Christ, und wenn ich hier stehe, so thue ich das aus Gefälligkeit für meinen Herrn.“ Dabei warf er einen nichtachtenden Blick auf die Exbonne, wie um sich zu versichern, daß in solcher Gesellschaft für Marfa Iwanowna der Respect keinen Werth habe, und fuhr fort: „Sie kränken mich alle Tage, alle Stunde; Sie häufen Schimpf auf Schimpf, Demüthigung auf Demüthigung. Marfa Iwanowna, was Sie mir anthun, das wäscht keine kasanische Seife mehr rein. Ich habe Ahnungen!“ Hochroth im Gesicht trat er mit großer Verachtung einen Schritt zurück.

„Fahren Sie fort, meine Liebe," sagte Tante Marfa mit Würde. „Welchen Juden meinen Sie?"

„Ihr Mensch," bestätigte die an großrussische Verhältnisse Gewöhnte, — „Ihr Mensch nannte den Juden ganz richtig. Chaim heißt er."

„Den kenne ich wohl."

„Nun, geheime orientalische Verbindungen mit Derwischen und anderen Zauberern, sagt man, verschaffen ihm den Trank."

„Da dampft er heran! — da ist der „Adler"!

Diese Rufe und eine allgemeine Bewegung zum Anlegesteg, veranlaßten auch die Exbonne, sich zu erheben (da ihr Mann ankomme) und dem Stege zuzueilen. Tante Marfa behielt ihren Platz. Jegor Michailowitsch Schichin fuhr, mit vielen Russen, nur auf dem „Rapid," weil dieser seine Fahrten auch in der russischen Zeitung bekannt machen ließ.

Ein Blumenverkäufer, ein kräftiger Bursche, mit intelligentem Gesicht, trat zur Moskowiterin und bot ihr seine Waare an. Er that es, die Fremde sofort erkennend, in gebrochenem Russisch.

„Du bist kein Russe?"

„Nein."

„Kannst Du nichts Besseres unternehmen als Blumen verkaufen?"

„Was soll man im Sommer anfangen?"

„Kannst Du lesen und schreiben?"

„Etwas.“

„Wie alt bist Du?“

„Siebzehn Jahre.“

„Nach drei Jahren mußt Du Soldat werden.“

Der Bursche kratzte sich den Kopf. „Das ist die neue Einrichtung,“ sagte er verdrießlich. „Jeder muß jetzt dran.“

„Und Du möchtest nicht gern?“

Er zuckte die Achseln. „Wer möchte es! Bis jetzt konnte man sich noch durchhelfen.“

„Das kann man künftig auch.“

„Ja, da muß man klug sein.“

„Nein, Du gehst z. B. in's Seminar, wo die geistlichen Herren erzogen werden, und bist aller Furcht enthoben.“

„Das kostet Geld.“

„Leben Deine Eltern?“

„Nein; ich diene beim Gärtner.“

„Du bist ein Lette und Lutheraner?“

„Ja.“

„Willst Du in's Seminar?“

„Sehr gern.“

„Weißt Du, wo der russische Obergeistliche, der Pater Wassili, wohnt?“

„Gewiß: nah bei unserem Garten.“

Tante Marfa zog ein Taschenbüchelchen hervor, entnahm demselben eine Karte und schrieb darauf: „Ein Seminarist. Ich statte ihn aus.“ Sie reichte das Blättchen dem Burschen mit dem Bemerken, es noch heute dem

geistlichen Herrn einzuhändigen. Derselbe werde sich seiner annehmen und sie selbst werde für ihn sorgen. Der Bursch wußte nicht recht, wie ihm geschah. Er blickte ungläubig auf die Karte und auf Tante Marfa, dankte aber endlich unbeholfen und ging, die Anweisung in der Brusttasche bergend, davon.

Die Missionärin wollte sich nach diesem guten Werk gleichfalls zum Steg begeben, an den der „Adler" soeben anlegte. Vielleicht traf ihr Neffe Paul mit diesem Dampfer ein. Sein zweitägiges Ausbleiben vom Hause begann ihr Sorge zu machen. Sie hatte den Fuß noch nicht von der Veranda gesetzt, als sie unvermuthet von zwei Damen, die mit beflügelten Schritten ihr entgegeneilten, angerufen, aufgehalten, umarmt und geküßt wurde. Alles das geschah so schnell, daß sie keine Zeit gewann, sich der Umarmungen, von denen sie eine erklärte Feindin war, zu erwehren.

„Da haben wir Sie endlich gefunden!" rief laut und ungenirt die ältere der Damen, eine unförmlich korpulente Frau mit aufgedunsenem Gesicht, weitvorquellenden Augen und Lippen und archaisch gekünstelten Löckchen auf der kurzen Stirn, — „da haben wir Sie endlich! Wir sind gestern angelangt und haben überall Nachforschungen nach Ihnen angestellt. Wir wohnen in Dubbeln. Und Sie?"

„Ich wohne hier in Majorenhof," antwortete unsere Tante mit steifer Zurückhaltung und athmete ein wenig erleichtert auf. Sie kannte diese Kaufmannsfrau und ihre Tochter nur von einem Ball her, den die Kaufherrin

— Pauls wegen meinte Tante Marfa — veranstaltet hatte. Sie hatte es oft genug im Zorn ausgesprochen, daß die coquete Tochter ihrem Neffen nachstelle, und vermuthete daher auch jetzt, daß die schwerfällige Mutter, da sie nicht zur Bratstwo gehörte, nur aus Liebe und Schwachheit zur Tochter die weite Badereise unternommen.

„Also das ist Majorenhof?" fragte das Fräulein, das sich inzwischen eifrig nach allen Seiten umgesehen.

Marfa Iwanowna begnügte sich, bejahend das Haupt zu neigen.

„Mama, wir müssen auch nach Majorenhof ziehen; hier ist es viel schöner!"

„Dubbeln, mein Fräulein," wandte Tante Marfa schnell ein, — „Dubbeln wird für Sie einen größeren Reiz haben. Dort concentrirt sich die junge Herrenwelt und fast täglich wird getanzt."

„Wir haben ja auch bereits in Dubbeln gemiethet, liebe Raïda," sagte die Mutter, wie bedauernd, daß es so sei. „Finden Sie, Marfa Iwanowna, 400 Rubel nicht billig für eine im Ganzen elegant möblirte, mit einem guten Fortepiano versehene Wohnung von sechs Zimmern? Ich finde es sehr billig."

Tante Marfa verwünschte das müßige Paar und stand wie ein Tanzhahn auf heißer Eisenplatte, denn dort dampfte schon der „Rapid" heran. Da nahte Befreiung in der Person Potassows. Paul nahte zwar langsam, fahrlässig und so, als ob er die Gruppe um Tante Marfa noch gar

nicht bemerkt hätte, aber er schritt doch der Veranda zu, und jetzt lüftete er den Hut und grüßte Mutter und Tochter wie gute alte Bekannte.

„So beeile Dich doch ein wenig, Du Phlegmaticus!" rief ihm die Tante ungeduldig entgegen. „Entschuldigen Sie mich, meine Damen," fuhr sie, gegen diese gewendet, fort, — „ich lasse Sie in Gesellschaft meines Neffen zurück, denn ich erwarte Jemand mit dem dort ankommenden Dampfer. Hoffentlich sehe ich Sie recht bald bei mir." Sie drückte Beiden die Hand und schob sich in das dichte Gewühl der Leute, die in der Erreichung des Anlegeplatzes sich gegenseitig zuvorzukommen suchten.

Ilja benutzte diesen Umstand und empfahl sich stillschweigend.

„Das nenne ich eine Ueberraschung!" sagte Paul, der Mutter die Hand reichend, „Ich vermuthete Sie auf dem Rigi!"

„Schon wieder spotten Sie!" drohte die Korpulente mit ihrem Fächer. „Glauben Sie, daß ich da nicht mehr hinauf komme? Ich bin noch im vorigen Jahr oben gewesen."

„In der Sänfte."

„Nun ja, in der Sänfte!"

Paul wandte sich zur Tochter, die anfangs hochroth geworden war und nun des Sprechenden Worte begierig verschlang.

„Fräulein Raïda, willkommen am Rigaschen Strande!"

„Ja, nun sind wir da, Paul Alexandrowitsch," nahm die Mutter wieder das Wort. „In Moskau wurde es mir zu einsam; das ewige Hinausreisen ist auch langweilig, und so entschlossen wir uns denn, die „Baltischen Gestade," von denen unser Juri Samarin neulich geschrieben, zu besuchen."

Fräulein Raïda sagte vorläufig gar nichts, sondern sah mit dem hübschen blonden Gesichtchen nur immer hinauf zu Paul, als labe sie sich an einem lang entbehrten Anblick. Sie hatte ihn vor Jahr und Tag auf ihrem ersten Ball im Adelsklub zum erstenmal gesehen und seit der Zeit füllte nur er all ihr Sinnen und Trachten aus; seitdem wußte sie ihm überall zu begegnen, einen Blick, einige Worte von ihm zu erhaschen, ohne indessen irgend einen Beleg dafür zu haben, daß in dem Blick oder in den Worten etwas Besonderes für sie gelegen hätte. Das einzige Document in dieser Beziehung trug sie in goldener Kapsel auf der Brust. Es war ein Billet von Pauls Hand: ein paar Zeilen als Antwort auf ihre Anfrage in einer Maskenballangelegenheit. Freilich, in Moskau hatte man aus dieser unschuldigen Bekanntschaft schnell ein Pärchen gemacht, denn die kleine niedliche Raïda Rasbogatow, deren Vater für sehr reich galt, war keine zu verachtende Partie selbst für einen Mann von Potassows gesellschaftlicher Stellung.

Es ergab sich, daß die Damen der Einladung eines Rigaschen Geschäftsfreundes des Rasbogatowschen Hauses

Folge zu leisten im Begriff standen. Frau Rasbogatow wies auf ein elegantes Fahrzeug, vor dem die prachtvollen Rappen mit schaumbespritzter Brust ungeduldig scharrten.

„Da steht Herrn Uchin's Equipage," sagte sie. „Wir stiegen im Vorüberfahren nur aus, weil es der Raïda so war, als müsse sie hier Bekannte treffen."

Paul verneigte sich lächelnd gegen das junge Mädchen und bot der Mutter den Arm.

„Ich führe Sie zum Wagen, gnädige Frau."

Man ging.

„Wer ist das Männchen, mit dem Ihre Tante sich dort entfernt, Herr Potassow?" Raïda wies mit ihrem fächerartigen Sonnenschirm schelmisch lächelnd auf Schichin. Sein Anblick gestattete in der That den von dem munteren Kinde gewählten Ausdruck. Er trug ein kurzes, schwarzes Ueberröckchen, ein ehemals graues, dann braun- und in diesem Jahr schwarzgefärbtes weiches Filzhütchen mit schmaler Krempe, ungestärkte zerknüllte Wäsche und unter dem Arm ein dickes Buch, dessen nach Außen gekehrter Titel: „Baltische Culturstudien" Jedermann überzeugen sollte, daß der verantwortliche Redacteur Schichin, wenn auch nicht sine ira, so doch auch nicht ohne Vorbereitung und Quellenstudium mit den baltischen Provinzen hadere und auf sie schimpfe. Man sah ihn auf seinen Strandfahrten selten anders als mit diesem Buch unter dem Arm. „Wer ist das Kerlchen?" fragte die Kleine noch einmal.

„Lachen Sie nicht!“ warnte Paul mit komischer Wichtigkeit, „es ist der „Bote“!“

„Ach der, bei dem Ihre Tante und noch einige Bratstwo-Schwestern die einzigen zahlenden Abonnentinnen in Moskau sind? Ja?“

„Derselbe.“

Sie lachte laut auf.

Die Kaufherrin war in den Wagen gestiegen und Naïdà sollte folgen.

„Weißt Du was, Mamachen?“ sagte sie plötzlich naiv, — „fahre Du allein zu Herrn Uchin. Entschuldige mich wie Du willst. Herr Potassow wird die Liebenswürdigkeit haben, mir Majorenhof zu zeigen. Ja?“

„Mit Vergnügen!“

„Wir holen Dich dann ab, Mamachen. Ja?“

Die Mutter schien an dergleichen Grillen ihrer Tochter gewöhnt zu sein; sie zeigte sich durchaus nicht überrascht, sondern sagte phlegmatisch: „Wie Du willst,“ und zu Potassow: „Ich vertraue Ihnen den Wildfang an, Paul Alexandrowitsch, und erwarte Euch also mit Bestimmtheit.“

„Adieu, adieu! Mamachen!“

Die Equipage rollte trotz des tiefen Sandes schnell davon.

„Gehen wir an's Meer, Herr Potassow — ja?“

„Es ist jetzt Herrenbadestunde.“

„Was schadet das?“

„Gott sei mit Ihnen!“ lachte Paul, — „der Strand ist kein Kunstmuseum!“

„Wie! ist es hier nicht wie in Ostende?“

„Bewahre! hier ist Alles adamitisch.“

Die Kleine wurde hochroth.

„Nur nicht rechts!“ rief sie schnell und zog Paul, der zur rechten Hand in die Straße lenken wollte, am Rock nach links. „Dort könnten uns Uchins sehen.“

Sie betraten den wohl eine halbe Stunde langen Brettersteg, der im Zickzack nach Dubbeln führte.

„Darf man sich Ihren Arm ausbitten, Herr Ritter? Ja?“

„Auch das ist hier gewagt: wir werden sofort declarirt.“

„Da haben Katkow und Leontjew doch nicht so Unrecht, wenn sie hier Alles mittelalterlich finden.“

„Um Gottes willen, keine Politik! — Bitte.“ Er reichte ihr den Arm.

Es war reizend, zu sehen, mit welch inniger Freude sie das Anerbieten annahm, mit welchem Behagen sie in seinem Arme hing. Schon nach kurzem Gange zeigte sich aber auch auf Pauls Wangen und in seinen blauen Augen die Rückwirkung jenes Behagens, und mit unruhigen Blicken sah er abwärts auf das reizende Wesen, das sich an ihn schmiegte und mit dem unmerklich aufgestülpten Näschen vergeblich an seine Schulter zu reichen suchte.

„Ein gescheider Einfall von Ihnen, an den Rigaschen Strand zu kommen!“ begann endlich Paul.

„Ja?“ klang es kurz und glücklich.

„Hatten Sie oder hatte die Mutter den Einfall?"

„Sie unartiger Mann! reisen so weit fort, ohne uns auch nur Adieu zu sagen!"

„Es kam Alles zu schnell. Ich wollte Ihnen ein paar Zeilen schreiben . . ."

„Sie wollten schreiben? Ja?" unterbrach sie ihn mit einem seligen dankerfüllten Aufblicke. „An mich oder an Mama?"

„Natürlich an die Mama."

„Und warum nicht an mich?"

Sie sah wieder zu ihm auf, mußte aber, sie wußte nicht warum, erröthend vor seinem Blick das Auge senken. Schweigend gingen sie jetzt nebeneinander. Es war, als sei der glückliche lachende Frieden in der Brust des naiven Mädchens gestört, der Frühling durch des nahen Sommers blüthenreifende Gluth im Ausklingen begriffen. Sie erreichten Dubbeln.

„Da sind wir unvermerkt in Ihrem Daheim," sagte Potassow.

„Schon in Dubbeln!"

„Ja, auch ich habe den Weg zurückgelegt — ich weiß nicht wie."

„Kommen Sie, ich will Ihnen unsere Wohnung zeigen. Ja? — Sie wird Ihnen gefallen."

Potassow antwortete nichts, folgte jedoch willig ihrem schnelleren Schritt.

„Das ist unsere Straße — und dort das Haus."

„Ah, es liegt ja lauschig wie im Märchen!“

„Treten Sie nur erst ein. Das dichte Laub der Bäume und das hohe Gebüsch verhüllen es dermaßen, daß man sich am hellen Mittag wie in der Abenddämmerung wähnt.“

Vor der Thür der Veranda angelangt, zog sie einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete.

„Da sind wir!“ rief sie eintretend und Hut und Sonnenschirm auf einen Stuhl werfend. Ist es schön hier — ja?“

Paul sah sich in dem Halbdunkel des Salons um; derselbe war tadellos eingerichtet.

„Setzen Sie sich und entschuldigen Sie mich einen Augenblick.“ Sie hüpfte zu einer der vier Thüren hinaus, die in kleinere Zimmer zu führen schienen. Zwei Minuten später war sie zurück: eine Flasche, in deren Hals ein Korkenzieher steckte, unter dem Arm, zwei feinklingende Rothweingläser in der Hand. — „Gehorsame Dienerin! Nun wird es Ihnen gewiß schmecken!“ rief sie munter und stellte Flasche und Gläser auf den Tisch, an dem Paul Platz genommen hatte. — „Unsere Zofe, die mitgereist ist, hat, wie es scheint, die Gelegenheit benutzt und ist ausgeflogen. Aber das schadet nichts. Ich werde recht artig bedienen. — Bitte, entkorken Sie die Flasche — ja? Ich versuchte es — es gelang nicht.“

Er that wie sie wünschte und sie schenkte die Gläser voll.

„Kosten Sie nur von diesem Rothwein; er ist aus

Papas Geheimkeller. Ich bin überzeugt, der Gouverneur besucht uns nur dieses Rothweins wegen.“ — Ihr Glas klang hell an das seinige. — „Ich freue mich des Wiedersehens!“ Sie trank etwas. Paul nippte zuerst und leerte dann das Glas fast bis auf die Neige.

„In der That“, sagte er, — „er ist vorzüglich!“ schlürfte dann den Rest hinunter und füllte sein Glas auf's Neue.

Sie hatte sich auf's Sopha an der Seite seines Stuhles gesetzt, und ihr frischer Rosenmund, von schelmischen Grübchen unterstützt, begann nun, ihn auszuforschen über seine Reise, über die Vergnügungen hier am Strande, über Riga, über die schöne Sophie (bei der sie jedoch nicht lang verweilte) — und dabei schaute sie beständig zu ihm auf durch den tiefen, blaugrauen Schmelz ihrer Augen. Paul berichtete anfangs in seiner neckischen Weise, machte aber dann häufig Pausen, sah sie an, trank, und sah sie schweigend immer wieder an. Sie wurde verlegen, blickte auf ihre Hände, machte einen Versuch sich zu erheben, aber es lag wie Blei in ihren Gliedern.

Endlich sagte er, auf die Broche weisend, die den weißen durchsichtigen Kragen an ihrem Halse zusammenhielt, mit etwas unsicherer Stimme: „Schöne Arbeit . . .“

„Sie ist von Castellani in Rom.“ Sie sprach's mit stockendem Athem.

Die Broche im Auge, neigte sich Paul vornüber, um anscheinend den feinen durchbrochenen, nach etruskischem

Vorbild gearbeiteten Schmuck des beliebten Goldschmieds näher zu betrachten. Naïda erhob sich ein wenig, so daß nun die Broche, mit ihr aber auch die beklommene hochwogende Brust, die zu spät die Gefahr solcher Nähe empfand, sein erregtes Gesicht berührte . . .

Im Salon war es fast dunkel und ganz still. Nur die Blätter der Linden dicht vor den beiden Fenstern schlugen zuweilen an die Scheiben — aber leise, zu leise war das Pochen. Er hörte es nicht, der das Mädchen in seinen Armen hielt, und sie nicht, die liebetrunken an seinen Lippen hing... Oder hatte er das Pochen endlich doch vernommen? oder war der drohende Geist eines beleidigten Wesens vor ihm aufgestiegen, und schämte er sich bis in die Mannesbrust hinein ob des mächtigen Willens der stolzen Jungfrau oben auf der Düne? Er sprang plötzlich von seinem Sitz auf, hob das Mädchen, als schwinge er ein dreijähriges Kind, über den Tisch hinweg zurück auf das Sopha und sagte fast rauh: „Es ist Zeit — die Mutter wird warten.“

Eine Weile hielt sie ihr glühendes Gesicht noch in den Händen, strich sich dann, wie erwachend, das lose blonde Haar aus der Stirn und eilte, das Gesicht von Neuem mit den Händen bedeckend, aus dem Salon.

Paul schöpfte tief Athem. „Gott sei Dank!“ murmelte er — „sie war dicht am Rande des Abgrundes“.

Bald darauf sah man Beide Arm in Arm stumm den Weg nach Majorenhof zurückgehn.

Siebentes Kapitel.

Sophie stand in ihrem Zimmer am Fenster und sah starr in das Grün der Fichten und Tannen, von denen die Villa umgeben war, als Ilja ängstlich leise die Thür aufmachte.

„Nun, Ilja?“ fragte sie, ohne sich umzuwenden.

„Soll ich das Essen vielleicht hier auftragen?“

„Ich werde nicht speisen.“

„Auch heute nichts essen!?“

„Laß mich allein, Ilja.“

„Sophie Nikolajewna, haben Sie Erbarmen! ich kann ja nichts dafür, daß er so leichtsinnig in den Tag hineinlebt, und gestern und heute und in der Nacht nicht zu Hause gewesen ist; er bleibt doch ein guter Herr.“

Sophie drehte sich langsam um, schlug die Arme auf der Brust übereinander und sah den Alten drohend an.

Er senkte den Blick und sich duckend wie vor einem Blitzstrahl verließ er das Gemach . . .

Gestern, beim Erwachen nach schönen Träumen, war ihr sonst düsteres Gemüth so froh, so leicht, so heiter wie

noch nie in ihrem Leben gewesen. Dem heiteren Sinn entsprechend, hatte sie ein helles Kleid angezogen und war hinausgetreten auf die Veranda zum Frühstück. Aber Paul war nicht erschienen. Er schlafe noch, hieß es. Zu Mittag sagte man ihr, er sei ausgegangen. Sophie konnte keinen Bissen genießen. Und der Abend kam und der Morgen, und Sophie kleidete sich wieder schwarz, und nun stand sie und starrte ein Bild an, das sich in düsteren Tönen vor ihrer düsteren Phantasie ausgebreitet hatte.

Immer wilder leuchtete der Blick, höher und höher schwoll und wogte die Brust, und plötzlich überfärbte eine glühende Röthe die dunklen Wangen. Die Gefühle, die ihre Brust seit zwei Tagen durchwühlten, ohne aus dem stolzen, festverschlossenen Thore der Seele einen Ausgang zu finden – jetzt, jetzt mußten sie zum Ausbruch kommen.

Aber nur ein kurzer, mit gewaltiger Kraft ausgestoßener, schmerzbefreiender Schrei, in welchem ein schreckenerregender Despotismus lag, war Alles, was das stolze, von Zweifeln gemarterte Herz zu äußern vermochte. Ilja, der im Nebenzimmer saß und wartete, sprang bei dem wilden Ruf jäh auf die Füße; er faltete die Hände, als bete er für eine arme Seele ein stilles Vaterunser.

Da trat Sophie ruhig aus ihrem Zimmer

Sie legte die Hand auf des Alten Schulter und sagte bittend: „Gieb mir ein Glas Wein."

Ilja stürzte hinaus.

Achtes Kapitel.

Tante Marfa wandelte mittlerweile lebhaft redend an der Seite Schichins, den sie am Dampfbootsteg glücklich erwischt hatte. Er blickte stumm und gedankenschwer zur Erde und gab nur hin und wieder durch ein „Hm — ja, so“ — zu erkennen, daß sie nicht gänzlich tauben Ohren predige. Sie hatte den Text gewählt: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und sprach eindringlich und mit so viel Wärme, als führe sie ihre eigene Sache. Aber wer diesen Text wählt, dem muß, wenn er seinen mit einigem guten Willen ausgestatteten Zuhörer zu bekehren gedenkt, mindestens eine volle Mondscheinstunde zu Gebot stehen, sonst fange er das nächste Mal nur wieder von vorn an. Schichins Wohnung war vom Anlegeplatz des „Rapid“ vielleicht zehn Minuten entfernt. Das hatte die Textrednerin, dessen ungeachtet, daß sie häufig zwei Schritte vor- und einen rückwärts machte oder stehen blieb, entweder nicht berechnet oder sie rechnete darauf, daß Jegor Michailowitsch sie seinerseits zu ihrer Villa zurückbegleiten würde, und, falls sie dann noch nicht fertig wäre, würde

sie wieder ihn begleiten und so fort. Allein der Redacteur schien einer jener Menschen zu sein, die absolut keinen guten Willen zeigen. Bei seinem Sommerhäuschen angelangt, nahm er von Tante Marfa trockenen Abschied. Er sei zu abgespannt und müde und müsse ein Stündchen ruhen, hoffe aber, Marfa Iwanowna Abends bei Pater Wassili wieder zu sehen.

Enttäuscht, entnüchtert, empfindlich reichte sie mit abgewandtem Gesicht dem Grausamen die Hand und schlug den Weg ein, der sie zum Hause der Chef-Gemahlin führen mußte.

Wie sie so nachdenklich und allerlei Pläne ersinnend und verwerfend einherschritt, sah sie einen alten krummen Juden, mit einem Bündel auf dem Rücken und gestützt auf einen Birkenstab, denselben Weg daherkommen. Der Unmuth auf ihrem Gesicht verschwand und die unruhig haschenden Blicke schienen einen Ruhe- und Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. Als der Hebräer an ihr vorbeiwankte, rief sie ihn an.

Der Jude blieb stehen und nahm die Mütze ab.

„Du bist doch der Chaim?"

„Der Chaim bin ich."

„Kennst Du mich?"

„Die Gnädige kenn' ich. Haben gekauft von mir Postpapier und Siegellack."

„Du weißt, wo ich wohne?"

„Weiß ich."

Die Juden bei uns sprechen deutsch, russisch, lettisch mit gleicher Zungenfertigkeit, und so war auch Chaim sofort auf die russische Unterhaltung der Moskowiterin eingegangen.

„Sage", fuhr diese fort, — „ernährst Du Dich einzig und allein von Deinem kümmerlichen Handel?"

Der Jude zog statt aller Antwort die Schultern hoch hinauf.

„Du treibst wohl kleine Nebengeschäfte?"

„Handle auch mit alten Kleidern."

„Nun, nächstens kannst Du Dir von mir einige für ein Billiges abholen."

„Gut, meine Gnädige."

„Die Leute sagen, Du verkaufest im Geheimen Liebestränke."

Jener sah kurz zu ihr auf, und nur dem scharfen Beobachter konnte das blitzschnelle, so zu sagen kichernde Aufleuchten des Auges nicht entgehen.

„Brauchen die Gnädige davon?" fragte er geheimnißvoll.

„Ich habe einen Scherz vor — ja."

„Sollen davon haben. Halte die Tropfen gut verwahrt daheim. Wohne in Mitau."

„Schaffe sie mir zu übermorgen."

„Gut."

„Adieu, Chaim."

Tante Marfa setzte ihren Weg fort. Ihr Gesicht

strahlte vor Freude und Genugthuung, und die Worte, die sie still vergnügt vor sich hinsprach, ließen sich trefflich wiedergeben durch das: und folgst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. — Sie fand die Excellenz zum Ausgehen bereit und forderte dieselbe auf, dem Rector, der eine hochadlige Russin zur Frau hatte, einen Besuch abzustatten. Der Vorschlag wurde angenommen und beide Damen pilgerten nun die lange staubige Straße dahin, die Einrichtung eifrig bespöttelnd, die ihnen um diese Tageszeit nicht gestattete, den Strandweg zu benutzen. Am Rigaschen Strande ist nämlich der lange Sommertag in „Herren- und Damenbadestunden" eingetheilt, so daß nur ein paar der Hitze wegen ungenießbare Mittagsstunden und der Abend von etwa 7 Uhr an zum gemeinsamen Ergehen in der reinen kräftigenden Strandluft übrig bleiben. Gegenwärtig war gerade Herrenbadestunde und die Uhr noch nicht sieben.

Nachdem man dieses Thema abgehandelt hatte, brachte Tante Marfa einen Gegenstand zur Sprache, der ihr aber nur mit sichtbarem Widerstreben von der Zunge zu gehen schien. Es handelte sich um die beiden Fischerknaben, von denen der Rector gesprochen. Sie, Tante Marfa, könne zu ihrem Bedauern augenblicklich nur einen der Knaben übernehmen. Sie ließ ihre peinliche, durch das Ausbleiben des Miethzinses und der Renten verursachte Lage, so weit es sich mit ihren Standesverhältnissen vertrug, durchblicken und entschloß sich zuletzt, wiewohl mit schwerem

Herzen, Ihrer Excellenz den andern Knaben zu überlassen. Das war Ihrer Excellenz nun nicht gerade angenehm, denn Seine Excellenz machte die regenbogenfarbigen Hundertrubelscheine nicht selbst, allein die Missionssucht war doch stärker als alle ökonomischen Erwägungen — und so ward der Pact geschlossen.

Als unsere um die 100 Rubel übereingekommenen Schwestern nach einer Stunde mühseligen Wanderns (die geringe Ausgabe für einen „Fuhrmann“ scheuten sie sonderbarerweise) bei dem ehrwürdigen Vater Wassili anlangten, fanden sie Herrn Jegor Michailowitsch Schichin bereits vor.

Trotz der angenehmen Ueberraschung, die Schichin ihr durch sein frühzeitiges Eintreffen bereitet, beschloß Tante Marfa dennoch, den Rest des Tages die Gekränkte zu spielen und mit ihrem Auserwählten zu schmollen. Sie begann damit, daß sie den Redacteur vollständig ignorirte. An den Rector richtete sie statt jeder Begrüßung die Frage:

„Ist mein Seminarist bei Ihnen gewesen?“

„Ja, Marfa Iwanowna.“

„Ist es nicht ein brauchbares Subject?“

„Empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Bemühungen und für die Opfer, die Sie der guten Sache bringen.“

„Das Geld für ihn, wie für einen der Fischerknaben schicke ich Ihnen noch morgen vor Mittag. Ihre Excellenz übernimmt den zweiten.“

Pater Wassili neigte sich verbindlich gegen die Chef-

Gemahlin und lud Tante Marfa und Schichin ein, als Pathen bei der bevorstehenden Firmelung des Seminaristen zu fungiren.

„Das ist nun schon der dritte Junge, den ich am Riga'schen Strande aus der Taufe hebe!" rief die Tante.

„Aber immer noch kein Mädchen," sagte sarkastisch der Redacteur.

Sie merkte die Anspielung auf Sophie recht gut, erinnerte sich jedoch ihrer heutigen Aufgabe und schwieg.

Nachdem man einige Erfrischungen, die die liebenswürdige Wirthin selbst umherreichte, im Freien eingenommen hatte, beschloß die ganze Gesellschaft an's Meer zu gehen und den Sonnenuntergang abzuwarten, der heute wieder selten schön zu werden versprach. Schon bildete sich ein goldener Wolkenrahmen um das werdende Bild. Tante Marfa hielt sich consequent an der Seite des Rectors, während Schichin mit wichtig grübelnder Miene stumm neben den beiden Frauen einherging. So erreichte man das Ufer des Meeres . . .

Um ein großes mit allen erforderlichen Geräthschaften versehenes Fischerboot stehen drei kräftige Männer bis zu den Knieen im Wasser. Zwei von ihnen haben die Beinkleider hoch aufgekrämpt, während des Dritten Füße in Stiefeln stecken, deren Schäfte bis zu den Lenden hinaufreichen. Es ist der Besitzer des Fahrzeuges, der Wirth; die beiden Andern sind seine Knechte. Sie harren auf das Verschwinden der Sonne, um dann das Boot über

die zwei ersten Sandbänke hinauszuschieben in's tiefere Wasser, wo sie von den Rudern Gebrauch machen können. Es geht auf den Nachtfang. Ein gelinder, immer schwächer werdender Wind bewegte nur leise die See.

„Ich möchte gern wissen," sagte der eine Knecht lettisch zum andern, während der Wirth geringschätzig schwieg und den Horizont betrachtete, — „ich möchte gern wissen, warum die Sonne, wenn sie in's Meer steigt, immer ein rothes Gesicht hat?"

„Wie bist Du doch dumm, Daw! Lauf' Du einmal von früh 3 bis spät 9 Uhr; wirst Du Dich nicht erhitzen?"

„I — ja, i — ja!" meinte Daw.

„Nach einer Weile fragte der Unterweiser seinerseits:

„Wunderbar aber ist, wer den Feuerball am Morgen wieder anzündet, da er doch im Wasser verlöschen muß?"

„Du fragst wie ein Heide, Redik," war die Antwort; „Gott thuts.".

„I — ja, i — ja!" meinte Redik.

Man muß dieses in drei= bis vierfacher Tonbeugung breit und gedehnt ausgesprochene „Ja, ja" des Naturletten hören. Es liegt ein Glauben, ein Sichzufriedengeben darin, wie es weder beim Naturesten noch beim Naturrussen sich äußert.

Unsere Gesellschaft näherte sich der Gruppe. Pater Wassili wies auf die beiden Fischerknechte, als auf die Väter der Knaben, aus denen dereinst russische Geistliche, eventuell russisch gesinnte Volkslehrer werden sollten. End=

lich winkte der Wirth und die Fischer gingen an die Arbeit. Bis sie über die Sandbänke hinauskamen, mußte die Sonne untergegangen sein. Die Promenade war lebhaft besucht; Viele blieben stehen und sahen der rüstigen Arbeit zu. Die Russen promenirten weiter...

Der Anblick einer wildbewegten See, mit hoch sich aufthürmenden, sich überstürzenden Wogen, über die zerrissene tiefhängende Wolken hinjagen, ist gewiß großartig; aber wohlthuend, mild und versöhnlich stimmend ist das schlafende Meer. — Der Abend hat seine Schatten über die sich selbst einwiegende See gebreitet. Kein durchschauerndes Brausen, kein Geheul in den Fichtenwipfeln, keine Wolke gelben Flugsandes, der in die Augen dringt und, trotz der geschlossenen Lippen, unter den Zähnen knirscht, verleidet den Genuß; nichts stört die Ruhe. Nur dann und wann, wenn ein stärkerer Athemzug die weite Wasserbrust der Schlafenden höher hebt und eine langgedehnte weiche Woge an's Ufer schlägt, gurgelt es dumpf auf und wird dann wieder still, ganz still. Jetzt verschwimmt der ferne nächtliche Himmel mit dem Wasser. Die Rauchsäule dort am Horizont, die bei Tage den kommenden oder gehenden Dampfer ankündigt — sie erscheint nun als langer glühender Streifen und täuscht und überrascht das Auge. Dieses hat die weiter und weiter in's Meer hinausrudernden Fischer verfolgt. Ihr großes Boot zeigt sich jetzt nur noch als ein schwarzer unbeweglicher Punct. Man kann noch drei, vier solcher Puncte weiter rechts

und links unterscheiden, nach denen die bis zur Brust des Pferdes im Wasser haltende Vedette unverwandt ausspäht: ob sie sich nicht zu weit in die offene See hinauswagen, etwa in die Courslinie der Kauffahrer. Der Posten wird auch diesmal durchfroren und unverrichteter Sache heimkehren. Die Fischer haben bessere Augen, kennen alle Kunstgriffe der Grenzwache und hüten sich...

Als Tante Marfa spät Abends zu Hause anlangte, begab sie sich ohne Säumen zu Sophie, die lesend in ihrem Zimmer saß. Schon nach wenigen Minuten kehrte sie geschäftig in ihr eigenes Kabinet zurück, setzte sich an einen Tisch, auf dem Schreibmaterial lag, und warf hastig folgende Zeilen auf ein Blatt Papier.

Gnädige Frau! Augenblicklich nicht bei baarem Gelde, ersuche ich Sie höflichst, das beifolgende Prämienbillet umzuwechseln. Mit Hochachtung Marfa Potassow. P. S. Sie stehen bekanntlich 172½. Dieselbe.

„Mit den Banquiers will ich mich nicht befassen," sprach sie zu sich, indem sie den Brief nebst einem Prämienbillet couvertirte, — „sie machen einem allerlei Berechnungen und Abzüge." Dann schrieb sie die Adresse: „Darja Nikitischna Rasbogatow. Dubbeln" — und schellte nach dem Stubenmädchen.

„Sollte ich morgen früh um 9 Uhr noch schlafen," sprach sie zu ihr, „so nimmst Du diesen Brief, gehst mit ihm nach Dubbeln und erkundigst Dich bei der Polizei

nach der Wohnung der Frau Commerzienräthin Rasbogatow aus Moskau. Zu ihr begiebst Du Dich dann und bringst mir das Geld, das sie Dir einhändigen wird. Verstehst Du?“

„Ich verstehe.“

„Verliere das Geld nur nicht.“

„Nein, nein.“

„Jetzt kannst Du mich auskleiden.“

Neuntes Kapitel.

Mehrere Tage sind vergangen. Die Bewohner der Villa Potassow befinden sich sammt und sonders in derangirtem Zustand. Sophie unternimmt weite unwegsame Fußtouren, wirft sich in allerlei kleine und größere Gefahren, um eine Schwäche zu verbergen, zu vergessen, vielleicht zu tödten. Paul hat sich nur einmal der Tante gezeigt, um sich zu erkundigen, ob Geld aus Moskau angelangt sei, und da das nicht der Fall war, so lassen auch die Unruhe und der Unmuth sich erklären, die Tante Marfa verstimmen. Ob der Schacher Chaim, der den verabredeten Tag nicht eingehalten, durch sein Ausbleiben die Mißstimmung gesteigert hat, ist schwer zu entscheiden, da Fräulein von Potassow das Erscheinen Chaims des Liebestrankes wegen ebenso herbeiwünschte als sie es der vielleicht hohen, augenblicklich nicht zu befriedigenden Forderung wegen fürchtete. — Ilja ist mürrischer und grämlicher denn je. Gestern, wo Tante Marfa nur eine Suppe aus dem Conversationshause hatte holen lassen, ging er brummend und knurrend umher, sprach von Verhungern und, wenn seines Herrn

Schwester ihm zu nah kam, von Bekehrungen und Seminarien.

Heute, um 10 Uhr Morgens, sehen wir ihn umdüsterten Gesichts in Pauls Kabinet treten, drei Briefe in der Hand und stille Flüche und Verwünschungen auf den Lippen.

„Das hält ein Mensch und rechtgläubiger Christ nicht aus," begann er, die Briefe auf den Tisch schleudernd. „Daß ihn der Teufel reite mit seinem Leichtsinn und die wohlgeborenen Freunde dazu. Da schicken sie Briefe statt Geld. Und nicht einmal Alle haben geantwortet! Ich trug eine doppelte Anzahl zur Post. Aber das scheint sein Loos auf Erden zu sein, daß er doppelt so viel ausgiebt als er einnimmt. — Und mich hat ein bitteres Geschick an ihn gefesselt!"

Ilja öffnete das Seitenschränkchen des Schreibtisches, wo Paul einen vorzüglichen Cognac aufbewahrte, und holte die Flasche hervor.

„Wer weiß, wo und wie ich einmal ende?" Er nahm einen längeren Schluck. „Ich habe Ahnungen." Er stellte die Flasche wieder an ihren Platz und verließ ein wenig beruhigter das Zimmer.

Eine halbe Stunde später öffnete Paul die Thür seines Schlafgemachs und trat, mit einem braunseidenen luftigen Morgenrock angethan, in das Kabinet, das er sich zum „Arbeiten" hatte einrichten lassen. Sein wohlwollender Chef nämlich hatte es ihm an die Hand gegeben, die Badereise als Dienstreise praktisch zu verwerthen und zu

dem Zweck während seiner mehrwöchentlichen Anwesenheit in nächster Nähe Rigas ein Memorandum über die Selbstverwaltung dieser Stadt abzufassen. Das Eingehen auf den Plan seines Chefs brachte Paul in den Besitz einer anständigen Geldentschädigung und stellte noch größeren Gewinn an Ehre und Auszeichnung in Aussicht. — Eine schwungvolle Einleitung zum Memorandum war denn auch wirklich schon hingeschrieben, auch einiges landläufiges Material herbeigeschafft — aber dabei war es vorläufig geblieben. Potassow hatte sich in Schichin geirrt: er hoffte einen Eingeweihten in ihm zu finden und fand nichts als einen argen Dilettanten, der über die Rigasche Stadtverfassung nur immer sein „Gospodi pomilui!“ schrie.

Die Augen noch voll Schlaf, setzte sich Paul an das geöffnete Fenster des vierwändigen Thurmzimmers und gähnte den lieben blauen Himmel an. Aber so gleichgiltig er anfangs dreinschaute, nach und nach schien doch ein quälender Gedanke sich seiner zu bemächtigen. Er legte sich behutsam zum Fenster hinaus und konnte so einen Blick gewinnen auf die Fenster des Zimmers, das unter dem seinigen lag. Unten waren die Jalousien geschlossen, kein Laut war zu hören; wahrscheinlich schlief sie noch. Paul zog sich zurück.

„Diese Unruhe muß einmal aufhören!“ rief er, sich auf eine Couchette werfend. — „Ich darf mich ihr nicht nähern! Noch ein solcher Kuß — und sie würde mich ewig verachten. — Dieses herrliche Weib als meine Gemahlin

in die große Welt führen, dazu bedarf ich Hunderttausende und ich stecke bis an den Hals in Schulden. — Nein, nein! mag sie mit Gott ihr Vorhaben ausführen — ich kann in ihrer Nähe mit jener uneigennützigen Wachsamkeit, die mich bisher mit dem einzigen Stolz, den ich besaß, erfüllte, nicht mehr bleiben." — Er sprang auf und nahm an seinem Schreibtisch Platz. — „Sieh da! Antwortsschreiben aus Moskau! Ob sie Wechsel oder Phrasen enthalten?" Damit riß er den Umschlag eines der Briefe auf und las: „Theuerster Freund! Es thut mir leid ... Ah, es thut ihm leid! Das Ende ist so leicht zu errathen wie das Räthsel vom Auge. — Was schreibt Wladimir? ... Liebster Paul! Leider ..." Der Brief fiel auf die Diele und Paul griff zum dritten. „Paul Alexandrowitsch! Wiewohl ... Ich wollte, es folgt ein: so muß ich dennoch bedauern ... Wiewohl ich stets aber leider erfolglos nach der Genugthuung geizte, mich zu Ihren Gläubigern zu zählen, so muß ich dennoch bedauern ..." Potassow las nicht weiter. Gelassen legte er den Brief auf den Tisch, stand auf und rief fast lustig:

„Ilja! Ilja!!!"

Der Alte kam, doch beeilte er sich nicht.

„Was befehlen Sie?"

„Wie gehts, Ilja?"

„Dadurch nicht besser, daß Ew. Hochwohlgeboren sich darnach erkundigen."

„Sehr gut, Ilja. Sind gestern nicht Kleider aus der Stadt für mich angekommen?“

„Es war ein Schneiderlein da.“

„Nun?“

‚Ich schickte ihn wieder fort.“

„Warum, wenn's erlaubt ist?“

„Weil er die Kleider nicht zurücklassen wollte, sondern auf baare Bezahlung drang. Ich habe Ahnungen.“

„Das weiß ich. Du ahnst Alles und nur eins weißt Du gewiß und aus Erfahrung, nämlich daß man einer vollen Flasche erst auf den Grund kommt, wenn man sie geleert hat.“

„Das wird wohl richtig sein,“ meinte Ilja, und sah seinen Herrn grimmig an. — „Aber was befehlen Ew. Hochwohlgeboren (da Niemand sich darum kümmert) heute zu Mittag?“

„Für mich nichts, Ilja; Marfa Iwanowna wird für sich selbst sorgen, und was Dich betrifft, so empfehle ich Dir eine Botwinja-Suppe: heißes Wasser mit Deiner Nase umgerührt — da hast Du das Recept.“

Paul drehte sich auf den Hacken um. Ilja wurde krebsroth.

„Ew. Hochwohlgeboren,“ begann er, seinen Zorn mühsam unterdrückend, — „die Nase hat mir Gott gegeben und ich trage sie als Mensch und rechtgläubiger Christ mit Geduld. Sie ist röther als andere Nasen; das ist wahr. aber wie die Sachen jetzt stehen, so kommt sie dafür auch

mehr in Gefahr, aus Mangel an Nahrung blaß zu werden. Ich habe Ahnungen!“

Potassow freute sich innerlich auf die Antwort, die er für den Alten in Bereitschaft hatte. Er öffnete das Schränkchen seines Schreibtisches, ergriff die Flasche, hielt sie gegen das Licht und sagte: „In der That, der Nährstoff geht zu Ende. Und doch habe ich von dem Cognac, seitdem ich vor drei Tagen die leere Flasche durch eine volle ersetzte, nur ein einziges Mal zu meinem Thee aufgegossen! Wie erklärst Du Dir das?“

„Alles hat einmal ein Ende.“

„Ja, und so auch die erbauliche Unterhaltung mit Dir. Ich muß an die Arbeit! — Ist noch Kaffee zu haben?“

Ilja bejahte mürrisch, erhielt den Auftrag, welchen zu bringen, entfernte sich langsam, kam und ging wieder.

Unten vor dem Hause setzte er sich in die Sonne und schnurrte wie ein alter Kater. Es waren gewiß trostlose Gedanken, die er ausbrütete während eines stummen Selbstgesprächs, denn plötzlich brach er mit einem tiefen Seufzer in die Worte aus: „Ich habe Ahnungen!“

In demselben Augenblicke bog der Jude Chaim um die Ecke des Hauses. Er war schüchtern von der Hofseite gekommen und hatte die Worte vernommen.

„Ahnungen sind 'ne schöne Sache,“ sagte er, vor Ilja stehen bleibend. „Als Gott der Herr wollte schaffen das Weib, und er zögerte — hatte er Ahnungen. Als das Weib den Apfel reichte dem Vater Adam, und er zögerte

— hatte er Ahnungen. Und der Napoleon, als er abschicken wollte die Kriegserklärung, und er zögerte, — hatte er Ahnungen. Ahnungen sind 'ne schöne Sache. Handle auch mit Ahnungen. Wie geht's dem Herrn Ilja?"

Dieser betrachtete sich den alten Juden noch einige Zeit mit unbeschreiblicher Verachtung und fuhr ihn dann an:

„Verfluchtes Volk, das ihr seid! klebrig wie Theer, geschwätzig wie Heimchen! Was willst Du von mir, Du schäbiger Rabbi? was störst Du mich in meinen Betrachtungen durch gotteslästerliche Reden und spöttische Ausfälle? Oder willst Du, Jude, es leugnen, daß Du ein Antichrist und ein verfluchter Preußenfreund bist? Deinetwegen habe ich neulich Unannehmlichkeiten gehabt. Aber wart's ab: der Preuße oder der Teufel, das ist einerlei, fährt noch einmal in Deine hebräische Seele. Ich habe Ahnungen."

„Ahnungen sind 'ne schöne Sache", wiederholte Chaim mit Ruhe.

„Ich bin ein rechtgläubiger Christ," fuhr Ilja erhitzt fort, „und weiß wenig davon, aber als Hexenmeister und Pulverkünstler bist Du bei allen Kinderwärterinnen und Klatschschwestern schon bekannt. Sieh Dich vor! Kennst Du unsere schädlichste Secte? Nein? — Nun, sieh Dich vor! sag' ich noch einmal. Wenn die Männer Dich nicht dafür verstümmeln, daß Du ihren Frauen allerlei Mittel verkaufst, durch die sie andern Männern gefallen, so kommst Du auf andere unchristliche Weise um."

„Wie haißt?" rief nun auch Chaim ein wenig ereifert,

— „verkauf' ich die Mittelchen doch auch an die Mannsleute! Aber schlechteres Geschäft. — Die gnädige Frau — ist sie zu Hause?"

„Hier ist keine gnädige Frau."

„Nun, das gnädige Fräulein."

„Was willst Du von ihr?"

„Hat mich bestellt."

„Wozu?"

„Soll was haben zu verhandeln."

Ilja spie aus. „So weit also sind wir gekommen," sprach er bei Seite. „Nun wird sie meines Herrn Kleider verhandeln, um das Mittagessen damit zu bezahlen . . . Pack Dich hinaus!" fuhr er dann drohend gegen den unschuldigen Juden auf, als zum Glück für diesen Tante Marfa, gefolgt von der Zofe, die eine kleine Wanne mit Badezeug trug, durch das Gartenpförtchen gegangen kam.

„Schönen guten Tag, meine Gnädige," grüßte Chaim, während Ilja mit schiefem Blick davon ging und die Zofe ihm folgte.

„Guten Tag, Chaim! Nun, wo warst Du vorgestern geblieben?"

„Verreist, meine Gnädige. Wichtige Geschäfte."

„So? nun, reise nur weiter. Ich habe keine Zeit." Sie dachte an ihre gesprengte Kasse.

„Und die Kleider, die sie wollten verhandeln?"

„Ja, lieber Chaim, man kann nicht zu jeder Stunde

für Euch bereit sein.“ Sie dachte an die Wirkung des Liebestrankes.

„Wann befehlen Sie?“

„Ich habe für Dich ein paar alte Anzüge zurückgelegt.“

„Besser, wenn sie wären neu.“

Die Tante trat ihm nun näher und fragte flüsternd: „Hast Du die Tropfen mitgebracht?“

„Hab' ich.“ Bedächtig förderte der Jude ein winziges Glasbläschen, das wenige Tropfen einer braunen Flüssigkeit enthielt, aus der Brusttasche an's Tageslicht. „Kostbar, sehr kostbar!“ sagte er.

„Sollten sie wirklich was helfen?“ zweifelte Tante Marfa, nahm aber die Phiole versteckt und hastig an sich.

„Wie sollten sie nicht helfen? Hat sie doch gebraucht die französische Kaiserin, wo sie noch war reisende Gräfin! Und ist sie nicht geworden Kaiserin?“

„Bringe Deine Dummheiten bei Andern an, ich glaube an so was nicht.“

„Machen wir die Probe,“ meinte Chaim mit großer Zuversicht.

„Wie willst Du sie machen?“

„Lege die Gnädige davon nur an die Zunge und sehe mich dabei mit Vertrauen an — denn das muß sein, wenn es soll helfen — und Sie werden laufen mir überall nach vor Liebe.“

„Versuchen wir es lieber nicht,“ sagte Fräulein von Potassow. — „Wie giebt man es ein?“

„Mit Thee oder Kaffee. Sag' ich aber noch einmal: er muß Sie dabei ansehn, wenn es soll helfen."

„Verstehe mich wohl, Jude: es ist nur ein Scherz."

„Waiß ich."

„Was verlangst Du dafür?"

„Zehn Rubel und wenn es hilft Hundert."

„Die letzte Bemerkung schien Tante Marfa, voll Eifer, wie sie war, entweder überhört zu haben, oder ihr kam die zweite Zahl unter Umständen in der That gering vor — genug sie steckte die Phiole in die Tasche und sagte nur: „Du kannst Dir morgen das Geld holen."

„Komm ich es holen morgen. Mein' aber, hätten zu verhandeln alte Sachen: können machen einen Tausch."

„Gut, komme mit."

Sie schritt voran und Chaim folgte ihr in's Haus.

Ilja war inzwischen an die Umzäunung getreten, welche das benachbarte versteckte Häuschen von der Villa trennte, um womöglich eine Unterhaltung mit seiner Schwester anzuknüpfen. Sie war ihm noch immer eine detaillirte Schilderung ihrer Erlebnisse schuldig, denn damit, daß sie während der 36 Jahre der Trennung unausgesetzt der Familie ihrer Erbherrschaft gedient, viel, viel erlebt, vieler Herren Länder durchreist habe, konnte Ilja sich unmöglich begnügen. Vielmehr erregten die Seufzer, mit denen die Schwester ihre abgerissenen Mittheilungen begleitete, seine Neugier bis zu einem Grade, der ihm unerträglich zu werden anfing. Manchmal nahm sie allerdings einen Anlauf, den Stein, der offenbar auf

ihrer Seele lastete, durch das Mitempfinden eines ihr nahestehenden Menschen abzuwälzen, aber dann kam wieder ein Besinnen und Bedenken über sie und von Tag zu Tage hielt sie den Bruder hin.

Heute war sie nirgends zu sehen. Einsam und still, wie seine beiden Bewohner, lag das Häuschen versteckt unter Fliedergebüsch, Fichten und Tannen.

Ilja begab sich zurück in den Hof.

„Jetzt," so sprach er für sich, „wühlt sie in meines Herrn Kleidern umher. O, wenn ich ihr doch mitspielen könnte, daß sie ihren blassen Aerger daran hätte!" Er stand sinnend still; der Schalk guckte ihm aus den Augen. „Die Sünde mit dem Juden halbpart!" rief er plötzlich. „Wenn er herauskommt, frage ich ihn geradezu um das Teufelsgebräu. Wirkt es, so will ich sie zappeln und schmachten lassen, bis sie toll wird — wirkt es nicht, nun, so weiß man doch was für sein Lehrgeld. — Da kommt der Jude."

Einen Haufen Herrenkleider über dem Arm, wankte dieser aus dem Hause und wollte über den Hof zur Pforte hinaus.

„Schacher-Chaim!" rief Ilja, — „auf ein Wort."

„Was wird es sein, Ilja Petrowitz?"

„Kannst Du mir einen Schluck von Deinem Liebesbalsam verkaufen?

Chaim sah den Frager von der Seite an, als traue er ihm nicht, sagte aber dann nach einer Weile: „Ilja

Petrowitz ist ein guter Mann und ein kluger Mann: er soll haben von dem Balsam." Damit zog er, nachdem er sich vergewissert, daß hinter keinem der Fenster ein Beobachter stehe, ein zweites kleines Bläschen aus der Brusttasche und sprach wieder sein „kostbar, sehr kostbar!"

„Gieb her," sagte Ilja und eignete sich das Gläschen an. Er hielt es gegen das Licht, sah abwechselnd das Glas und den Juden an und gerieth darüber in hellen Zorn. — „Ich will bei dem nächsten Bissen Brod ersticken," rief er, „wenn ich mehr sehe als Luft und auf dem Grunde anderthalb Tropfen Bodensatz! Du Spitzbube! daran hat ja keine liebedurstige Fliege genug!?"

„Wie er spricht, der Ilja Petrowitz, und will doch sein ein kluger Mann! Wenn was aus was entsteht, so ist das kein Geheimniß; wenn aber was aus nichts entsteht, so ist ein Geheimniß dabei. — Und Ihr wollt sein ein kluger Mann?"

„Chaim, Du hast Recht. Deine Rede hat mich mit Dir wieder ausgesöhnt. Jedes Kind kann das verstehen." Ilja hielt ihm das kleine Fläschchen dicht unter die Augen. „Was kostet dieses Nichts?"

„Ich will nichts verdienen," antwortete Chaim. „Zahlt mir drei Rubel und sagt Keinem, daß Ihr seid davongekommen so billig."

Unser Ilja, den wir von Mangel an Nahrung und Verhungern sprechen hörten, zog einen großen ledernen Beutel aus der Tasche und wickelte, dem Juden den Rücken

kehrend, eine lange Schnur, die vielfach um die Mündung der Börse geschlungen war, geduldig ab. Als er sich wieder umdrehte, hatte er einen Dreirubelschein in der Hand und bezahlte.

„Da sind drei Rubel für nichts,“ sagte er. „Und nun erkläre mir, was ich dabei zu thun habe, ich meine, was derjenige dabei zu thun hat, der mich darum gebeten hat?“

Chaim nickte. „Er muß es mischen in ein Getränk und sie muß es trinken und ihn ansehn. Sieht sie ihn nicht an, so wirkt der Balsam nicht.“

Ilja's Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen. „Ich habe Ahnungen,“ sagte er.

„Ahnungen sind 'ne schöne Sache,“ nickte Chaim und ging von dannen.

Zehntes Kapitel.

Pauls „Arbeitskabinet“ war leer, als Ilja gegen 5 Uhr Nachmittags dasselbe in dem festen Glauben betrat, seinen Herrn vorzufinden. Der Alte hatte nichts Geringeres im Sinn, als dem Fleißigen einige noch nicht der Sparkasse übergebenen Zehnrubelscheine anzubieten, damit er sich nach längerer Zeit wieder einen guten Tag mache.

„Da ist er ausgeflogen!“ knurrte die ehrliche Haut. — „Und was hat er gethan? das Papier vollgeschrieben und ausgestrichen und wieder vollgeschmiert und wieder ausgestrichen, daß es eine Schande ist!“

In der That folgte auf des bereits erwähnten Memorandums fließend geschriebene Einleitung, welche in zwei Bogen auf dem Schreibtisch ausgebreitet lag, eine ganze Seite, die jene von Ilja ausgestellte Visa trug. Paul hatte nämlich die Qualen stundenlangen vergeblichen Schreibens und Ausstreichens endlich in nachstehendem Sentiment zusammengefaßt: „. . . . Um aber über die Rigasche Stadtverfassung ein Urtheil fällen zu können, dazu bedarf es jahrelanger eingehender Studien, und Alles was die rus-

sische Presse darüber schreibt, ist Blech. Punktum." Darauf hatte er sich angekleidet und war gegangen.

Ilja wurde in seinen Betrachtungen diesmal durch die Zofe gestört, welche die „Rigasche Zeitung" heraufbrachte, die Paul täglich zugeschickt erhielt. Sonst las sie zuerst Sophie, aber diese war heute früh Morgens in den Wald hinausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

„Wie denken Sie darüber, Ilja?" hub die Zofe an. „Mir steht der Verstand still, die Potassows handeln mit alten Kleidern!"

„Das ist nicht wahr!" schrie sie der Alte an. „Die Potassows brauchen das nicht! Und wenn es wahr wäre — was kümmert es Sie!? Sehen Sie nach Ihren eigenen Sachen und machen Sie dem Hause keine Schande. Ihre Augenverdrehungen mit meinem Herrn sind bekannt! Ich habe Ahnungen!"

„Ach, Sie haben immer Ahnungen!" Mehr wagte die Eingeschreckte nicht einzuwenden; sie verließ das Zimmer.

Ilja sah ihr erbost nach; er war so kampfbereit. Da kam Potassow zurück.

„Guten Tag, Ilja!"

„Hat sich was zu begutentagen!"

Den Herrn schief anblickend, wollte Ilja an ihm vorüber und die Treppe hinunter.

„Ilja!" rief Paul.

„Was befehlen Sie?"

„Warum knurrst Du? warum schielst Du wie eine

Butte, oder wie der abnehmende Mond, oder wie ein erboster Truthahn um einen rothen Sarafan? Hast Du den dritten Schnaps noch nicht getrunken? Hast Du keine Ahnungen?“

„Ew. Hochwohlgeboren! Ihre Vergleiche habe ich als Mensch und rechtgläubiger Christ nicht verdient. Wenn ich schiele, so schiele ich wie Einer, der damit sagen will, was er nicht sagen will. Aber werden Ew. Hochwohlgeboren wohl glauben, daß man aus alten Röcken, Westen und Hosen ein Mittagessen bereiten kann? — Ich habe Ahnungen!“

„Mit dem Mittagessen hat es seine Richtigkeit, Ilja. Es wohnen da weiter hinauf, wo es kalt ist und der Himmel sich zur Erde neigt, so daß man, wie unsere Dichter melden, einen Nagel in denselben treiben und seinen Kaftan daran hängen kann, — ich sage: es wohnen Leute da, die, wenn sie sich eine Suppe kochen, alle von Dir genannten Kleidungsstücke hineinrühren. Sie ersparen dabei Fett und Waschfrauen, und wenn sie Deine feurige Nase hätten, so ersparten sie auch noch das kostbare Holz.“

Ilja spie aus.

„Aber da Du als Einer, der Ahnungen hat, nie etwas sagst, ohne einen prophetischen Sinn hineinzulegen, so gebe ich Dir Vollmacht, die schiefe Sprache Deiner Augen hörbar zu übersetzen, indem Du mir erklärst, was es mit dem Mittagsessen für eine Bewandtniß hat. Sprich, welcher schmutzige Sinn lag in Deiner beleidigenden Rede?“

„Ew. Hochwohlgeboren“, sagte Ilja tief gekränkt, — „Ich bin seit acht Jahren Ihr Diener, und habe mir hin und wieder eine Freiheit herausgenommen, aber so alt ich geworden bin — einen schmutzigen Sinn habe ich nie gegen meine Herrschaft gehegt.“

Potassow, plötzlich ernst werdend, legte die Hand auf des Alten Schulter. „Das ist wahr Ilja“, sagte er, „und das Lob werde ich Dir in Deinem Abgangszeugniß neben dem größeren ausstellen, daß Du mir ein lieber guter Kamerad gewesen bist.“

Ilja wurde unruhig. Paul warf sich in den Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch.

„Denn sieh“, fuhr er fort, — „es ist so weit mit mir gekommen, daß ich Dich werde entlassen und mich selbst bedienen müssen.“

„Das verhüte der Allerhöchste!“

„Es ist nicht anders. Ich habe weder Geld noch Credit mehr. Die Freunde ziehen sich zurück, und es könnte sich ereignen, daß die Umstände mich nöthigen, vor meinen vielen Gläubigern zu retiriren. Das ist zwar der schlimmste Fall, immerhin steht es schlimm genug mit mir.“

„Ew. Hochwohlgeboren, ich habe in Ihrem Dienst ein paar hundert Rubelchen zusammengespart und meine Schwester hat mir auch Geld angeboten.“

„Dank, Alter; dazu soll es nicht kommen. Ich werde mich jetzt allen Ernstes nach einer reichen Frau umsehen.“

Diese Wendung des Gesprächs belebte plötzlich den

grämlichen Alten. „Da thun Sie Recht, Ew. Hochwohlgeboren!“ rief er; „auf jeden Finger bekommen Sie eine. Gott stärke Sie in diesem Entschluß.“

„Und Du mein Freund, trage das Deinige dazu bei, indem Du von der Erlaubniß, mich mit meinen Erwägungen allein zu lassen, Gebrauch machst.“

„Wenn Sie bei Ihrem Entschluß bleiben, wird noch Alles gut. Und so gehe ich lieber und zufriedener als ich gekommen war.“ Er entfernte sich.

„Bei all seinen Fehlern ein grundgutherziger Mensch und ein offener Kopf, voll von Einfällen und Sarkasmen; er ist der Typus unseres Volks“, murmelte Potassow vor sich hin. „Aber was hilft mir das jetzt? — Zum erstenmal in dreißig Jahren zeigt mir das Leben ein seriöses Gesicht. Unheimliche Bilder, componirt aus Vergangenheit und Zukunft, treten mir vor die Seele, halb verständlich, halb räthselhaft, und wie ich näher hinsehe, sind's Mackartsche Farben. Mir graut davor! Nur unter dem geweihten Schutz einer soliden Ehe bin ich sicher vor dem, was mir in der Perspective jener gespenstischen Bilder droht. Wo suche, wo finde ich eine Frau, deren Mitgift meine Schulden deckte, und deren Wesen bessernd auf mich zu wirken fähig wäre? — Die Rasbogatow? — Sollte einseitige Liebe das letztere zu vollbringen im Stande sein?“ Paul schüttelte den Kopf; er suchte weiter, nannte noch einige Namen, aber mit demselben Erfolg.

Hier unterbrach Ilja durch sein Erscheinen die Gedanken

Pauls. Munterer als gewöhnlich trat er an den Schreibtisch und theilte seinem Herrn mit, daß Marfa Iwanowna soeben zwei Postanweisungen erhalten habe.

Paul blieb gleichgiltig.

„Das Mittagessen erwartet Sie", fuhr Ilja fort. — „Oder befehlen Sie, daß ich hier auftrage?"

„Nein, aber erlaube, daß ich Dir auftrage mir ein Glas Thee zu bringen."

„Das ist stark aufgetragen! auf gut herrschaftlich heißt es nicht mehr als: Heda! ein Glas Thee! — Mein Herr, ich bin Ihr gehorsamer Diener, ist auch eine Redensart." Ilja verbeugte sich und ging hinaus.

„Er bringt mich aus jeder Verstimmung", sagte Potassow und griff mechanisch zur Rigaschen Zeitung, die vor ihm auf dem Tisch lag. Die fettgedruckten telegraphischen Depeschen fielen ihm zuerst in's Auge. „Sieh da! die Hauptgewinne der gestern stattgehabten Ziehung! Eins von meinen verpfändeten Prämienbilletten kann ja glücklich gewesen sein. — Die 200,000 habe ich schon nicht gewonnen . . ." Jetzt sprang er auf. — „Serie 19,707, Nr. 14 — das ist Sophien's Billet! — 75,000 Rubel! . . ." Er sah unverwandt die Zahlen an, strich sich mit den Fingern ein paarmal durchs Haar und zog dann sein Taschenbuch hervor. — „Ich habe es mir notirt — da steht es: Serie 19,707, Nr. 14." — Paul setzte sich wieder, legte Zeitungsblatt und Taschenbuch auf den Tisch und fuhr wieder mit den Fingern durchs Haar . . .

Ilja brachte den Thee.

„Ist der „Bote“ schon da?“ fragte Potassow.

„Er ist gebracht.“

„Bringe ihn herauf.“

Ilja ging und kam mit dem russischen Blatt zurück. Paul warf einen Blick auf das umfangreiche Telegramm aus Petersburg. Die Zahlen stimmten überein. Er erhob sich, sah den alten Diener einige Secunden lang so an, als wollte er ihn um Rath fragen, nahm aber endlich seinen Hut und ging schweigend hinaus . . . .

Die Promenade am Strande hatte begonnen. Potassow bewegte sich unter der Menge nicht wie sonst: lässig, gelangweilt, mit den Blicken diese oder jene hübsche Erscheinung nur streifend, sondern er schritt die Hände auf dem Rücken, den Hut tief in die Stirn gedrückt, dicht am Rande des Wassers dahin. Hier und da von Bekannten angerufen, grüßte er stumm und ging weiter. Als aber solche Störungen sich häuften, lenkte er seine Schritte seitwärts und erstieg, tiefen Flugsand durchwatend, die Düne. Der anfangs durchsichtige Wald verdichtete sich nach und nach zum wirklichen Forste. Tannen und Fichten, Höhen und Tiefen, jene mit Wachholdergestrüpp und hohem Moos, diese mit Sumpfgewächsen bedeckt, wechselten unter einander ab. Hier war es still und lauschig. Niemand begegnete unserem Wanderer, der immer noch mit auf den Boden gerichteten Blicken dahinschritt. Daß er zuletzt von ungefähr einen schmalen Fußsteg betreten hatte, merkte er nicht.

Plötzlich prallte er vor Jemand zurück. Er sah auf — Sophie stand vor ihm, wie er sie noch nie zuvor gesehen: Thränen im Auge. Er senkte den Blick.

„Es mußte so kommen“, sagte sie, ihm die Hand reichend.

Paul ergriff dieselbe, aber sein Blick blieb gesenkt.

„Ich verzeihe Dir das Leid, das Du mir bereitet hast“, fuhr sie fort, — „Du machst es ja wieder gut.“

Er drückte ihre Hand an seine Lippen und schwieg. Sollte er ihr gestehen, was ihn all diese Tage von ihr ferngehalten, und was ihn bewog, sich ihr jetzt wieder zu nähern? — Hätte er es doch gethan! Aber er fürchtete Alles von ihrem Stolz; eine tiefe Scham bemächtigte sich seiner, da er daran dachte, wie Sophiens Prämienbillet die eigentlich wirkende Ursache ihres gegenwärtigen Zusammentreffens sei, und er war bereit, ihr eher zu entsagen, als sie mit dem Geständniß jenes Beweggrundes zu kränken. Sophie mißverstand sein Schweigen; sie nahm es für Reue und ward nun noch hingebender.

„Blicke nur immerhin frei auf, geliebter Mann“, begann sie von Neuem, — „ich habe Dir Alles verziehen — Du bist wieder mein.“

Glühende Blicke begegneten sich.

„Sei Du auch mein“, bat er, ihre beiden Hände erfassend.

„Dein wurde ich in jener Stunde oben auf der Düne, und bin es wieder und will es bleiben, so lang Du meiner

würdig bist. Und Du wirst es von nun an immer sein, Paul, — nicht wahr: Du wirst es sein?"

Paul blickte vor sich hin. Die Residenz mit ihren Freuden und Freunden hob sich aus der Tiefe in — Mackartschen Farben; sein Gesicht umdüsterte sich.

„Das Wort muß Dich nicht kränken", sprach sie versöhnend in dem Glauben, seinen Stolz verletzt zu haben. — „Seit Jahren habe ich meinen edlen Retter in seinem Thun beobachtet, und was ich da manchmal sah, hat mich tief bekümmert. Ich fürchte für Dich und für mich, mein Paul."

Potassow's Blick in die Zukunft hatte sich geklärt; er drückte mit Zuversicht ihre Hände. „Ich kehre Moskau den Rücken", sagte er im Tone heroischer Entschlossenheit.

„Und Du großer, starker Mann hast nicht die Kraft und den Willen, den Versuchungen der Residenz, die nur dem Schwachen gefährlich sind, zu trotzen? — Aber es sei! ich folge Dir, wohin Du willst, Dein Weg sei nur gerade, offen, zur Ehre führend . . . Ich weiß nicht, ob Du es mir nachempfinden wirst, Paul: meine Brust ist überfüllt von Gefühlen, die hin- und hertoben und mich manchmal zu ersticken drohen. Wärst Du ein ganzes Volk und mit einem Herzen so groß wie Rußland — ich erwärmte Dich mit der Gluth meines Innern, füllte Dich aus mit meiner Liebe! — Ach, und dann verlischt wieder Alles und wird düster und verworren, und wie ich eben erst eine Welt hätte umarmen können in mächtiger Liebe, so stieße ich sie

jetzt zurück in Haß und Verachtung . . . Denke daran, geliebter Freund, wenn die Versuchung naht.“

Paul wollte sie an seine Brust drücken, sie wehrte dem sanft ab.

„Laß uns gehen“, sagte sie, ihren Plaid fester an die Schultern ziehend.

„Höre noch mein Versprechen“, begann mit bewegter Stimme Paul. — „Diese Stunde werde ich ewig heilig halten. Sie hat den Leichtsinnigen in einen Mann verwandelt, vor dessen geöffnetem Blick der ganze große Ernst des Lebens sich aufthut. Ich verlasse den schlüpfrigen Boden der Residenz und bitte um einen weiten Wirkungskreis in der Provinz, den mir meine hohen Gönner nicht versagen werden. Dort will ich rechtschaffen arbeiten meinem Volke zu Nutz, mir zur Ehre und Dir zur Freude und Genugthuung, Du stolzes großes Herz!“

Da widerstand sie nicht; sie zog ihn heftig an sich, aber die Lippen, die er suchte, sie hatten auf seiner Stirn Platz gefunden. Lang, zu lang verweilten sie dort; ihm ward bang; er zog seinen Kopf zurück. Thränen verschleierten ihre Augen.

„Warum weinst Du Sophie?“ fragte er beklommen.

„Ich weiß es nicht.“

Sie nahm seinen Arm und Beide schritten nun den engen Waldweg zurück, den Paul allein gekommen war. Als sie die Straße erreicht hatten, blieb Sophie stehen.

„Schlage den Strandweg ein“, sagte sie, — „ich gehe hier nach Hause.“

„Darf ich Dich denn nicht schon heute als meine Braut vorstellen, Sophie?“

Sie bedachte sich einen Augenblick und sagte dann fest: „so komm!“

Elftes Kapitel.

Ungeduldig erwartete gegen Abend desselben Tages Tante Marfa ihren Freund, den Redacteur Schichin. Als sie ihn auch diesmal vom Halteplatz des „Rapid" nach Hause begleitet hatte, mußte er ihr das Versprechen geben, in einer Stunde bei ihr zu erscheinen. Diese Stunde war längst vorüber. Ein silberner Samowar, der schon zum zweitenmal Kohlen eingenommen, stand singend auf dem geschmückten Tisch. Zum Erstaunen der Zofe und Ilja's hatte Tante Marfa die Anordnung getroffen, den Thee heute selbst zu verschenken und keiner Bedienung weiter zu bedürfen. Nun ging sie in ihrem Empfangssalon auf und nieder, sah bald zur offenstehenden Glasthür hinaus, bald überzeugte sie sich, daß die kleine Phiole mit den kostbaren Tropfen noch in ihrer Tasche stecke, setzte sich, stand wieder auf, kurz that Alles, was man an einem liebenden Mädchen, das den Herzensmann erwartet, zu sehen gewohnt ist. Noch eine Viertelstunde verging, ehe die Harrende den Mann ihrer Wahl langsam und gemächlich

durch den Garten kommen sah. Sie ging ihm auf die Veranda entgegen.

„Endlich!“ rief sie vorwurfsvoll.

„Ich hatte das dumme Manuscript verlegt“, entschuldigte sich Jegor Michailowitsch.

„Bitte näher zu treten. — Legen Sie ab.“

Nachdem das geschehen war, setzte man sich. Schichin zog ein paar Bogen Manuscript aus der Brusttasche und legte es sich zurecht.

„Es handelt sich“, begann er, „wie sie bereits wissen, um die Dorpater Universität.“

„Ja, die zu einem Seminar eingerichtet werden sollte.“

„Wenn auch nicht gerade zu einem Seminar“, meinte der Redacteur, „so doch zu einem russischen Institut, in der Art des philologischen, so segensreich wirkenden Instituts in Petersburg.“

„Ja, aber die Universität Dorpat sollte doch nach Wilna verpflanzt und dort in ein Seminar umgestaltet werden?“

„Mit der Zeit wäre es vielleicht dazu gekommen.“

„Unbedingt!“ rief Tante Marfa eifrig, im Tone vollster Ueberzeugung, und schickte sich an, den Thee zu bereiten.

„Dann habe ich auch schon davon gesprochen“, fuhr Schichin fort, „wie das betreffende Project unseres hochverehrten Unterrichtsministers an dem entgegengesetzten Willen

Seiner Majestät des Kaisers scheiterte, und endlich habe ich andeutungsweise erwähnt, daß die bei jener Gelegenheit von Seiner Majestät dem Kaiser an den Minister gerichtete Aeußerung des Unwillens zu einem „geflügelten Wort“ geworden ist, wie wir Journalisten sagen, — zu einem geflügelten Wort, das nicht nur von Mund zu Mund eilte, sondern in allerlei höhnischen und schadenfrohen Variationen von den Deutschen niedergeschrieben und gedruckt wurde. „Bin ich Kaiser oder Du?“ so soll die niederschmetternde Zurechtweisung gelautet haben. — Dieses Thema nun behandelt das vorliegende Schriftstück, in dessen Besitz ich durch die dritte oder vierte Hand gelangt bin. Für die Treue der Abschrift stehe ich. Der schlaue Verfasser hat sein Pamphlet in das Märchengewand gekleidet, um den Censor zu täuschen und es in die „Rigasche Zeitung“ zu bringen, allein unser Censor ist eine geriebene Semmel und nicht leicht zu hintergehen. Das Manuscript gelangte trotz dessen, daß es sich als Märchen für den Weihnachtsbaum ausgab, nicht zum Druck. — Soll ich es gleich deutsch lesen oder übersetzen?“

„Bitte nur deutsch zu lesen: ich verstehe Alles, was man spricht“, sagte Tante Marfa.

„Sehr gut; es würde anders an seiner naiven deutschen Perfidität verlieren.“

„Aber zuerst ein Gläschen Thee, Jegor Michailowitsch.“

Die Sprachkundige hatte abseits den ganzen Inhalt der Phiole in die braune Flüssigkeit hineingemischt. Der

Umstand, daß der Redacteur nur starken Thee trank, kam ihr dabei sehr zu statten. Schichin legte Zucker hinzu und griff nach einer der drei Krystallkaraffen, die mit Arrac, Cognac und Rum gefüllt waren.

Tante Marfa erstarrte.

Wie! wenn nun das scharfe Getränk die Wirkung der Tropfen paralysirte!? „Wende es ab, grundgütiger Himmel!“ betete sie still für sich; aber eingedenk, daß geschrieben steht: hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen, — legte sie Hand an die Karaffe (bekam aber nur den Stöpsel zu erfassen) und rief:

„Was beginnen Sie, Jegor Michailowitsch, Sie trinken ja sonst immer die ersten zwei Gläser ohne Arrac!?“

„Ohne Arrac habe ich bereits zu Hause getrunken“, entgegnete Schichin trocken und hielt fest, was er einmal erfaßt hatte.

Was war zu thun? Würde eine zärtliche Bitte bei solchem Mangel an Zartgefühl was helfen? gewiß nicht, und den streitigen Gegenstand mit Gewalt zu behaupten, die Tante fühlte es, reichten ihre schwachen Finger nicht aus. In ihrer Angst rief sie:

„Jegor Michailowitsch! ich glaube, es ist Essig!“

Schichin, der den ganzen Auftritt für eine jungfräuliche Liebesneckerei hielt (denn er war natürlich längst dahintergekommen, daß das Fräulein ihn liebe), sagte noch trockener als zuvor: er wolle einmal versuchen, wie es mit Essig schmecke, überließ ihr den Stöpsel der Karaffe und

ehe sie es hindern konnte, floß der Inhalt seines Glases durch den Zuguß weit über.

Vernichtet sank Tante Marfa in ihren Stuhl.

„Jetzt könnten wir beginnen“, meinte der Redacteur.

Sie antwortete nichts; ihr war ganz abscheulich zu Muth; der Gedanke, der Arrac schade den Tropfen am Ende gar nicht, tröstete nur wenig. Indessen, um sich nicht später den Vorwurf zu machen, die wesentlichste Bedingung der Wirkung des Trankes außer Acht gelassen zu haben, wollte sie auch noch diese erfüllen.

Der Redacteur führte das Glas an den Mund, um einen Versuchsschluck zu nehmen.

„Sehen Sie mich doch an, Jegor Michailowitsch!“

„Mit Vergnügen, Marfa Iwanowna.“

Sie beobachtete mit Spannung seine Züge, konnte jedoch nichts Auffälliges wahrnehmen. „Vielleicht wirkt es noch nach“, sprach sie zu sich, während der Mann der Feder begann:

Bin ich Kaiser oder Du?

(Ein Märchen für den Weihnachtsbaum.)

Ich kenne viele artige Kinder, und allen wollte ich gern was schenken zum Weihnachtsbaum. Aber wie ich darüber nachdachte und nicht aus noch ein wußte, da fiel mir ein, daß meine kleinen Freunde, wenn wir zusammen plaudern, mich immer um ein Märchen bitten. Und so will ich ihnen denn auch heute eins erzählen, und die

Zeitung wird erlauben, daß ich es bei ihr thue; dann haben es gleich Alle.

Es ist lange, lange her, da herrschte im Morgenlande, wo so viele Märchen und auch die 1001 Nacht herkommen, ein guter, gar guter Kaiser. Sein Reich war so groß, daß man Tag und Nacht ein ganzes Jahr und länger gehen konnte, ohne von dem einen Ende, wo die Sonne aus dem Meere aufsteigt, an's andere Ende zu gelangen, wo sie, nach vollbrachtem Lauf am weiten Himmelsbogen, müd' und gluthgeröthet, in die kühlenden Fluthen hinabtaucht. Und dann ist es Abend.

Hier nun, in der Abendgegend des großen Reichs, über welches der gute Kaiser herrschte, lebte ein alter, uralter Abendländer. Er war 700 Jahre alt geworden, ohne ein einziges mal zu sterben. Aber das eigentlich Märchenhafte dabei war, daß der Alte mit seinen 700 Jahren ungefähr für das galt, was bei uns ein 17jähriger Jüngling ist, denn etwa vor 50 Jahren war er erst zur Einsicht gekommen. Er hatte sehr langsam gelebt, und wenn man bei uns heutzutage sagt: der Knabe entwickelt sich von Jahr zu Jahr, so hieß es damals von dem Alten: er entwickelt sich von 50 zu 50 Jahren.

Des Kaisers andere Unterthanen, die von der inneren Lebensfähigkeit noch nichts gehört hatten, schüttelten die Köpfe, glaubten wohl auch ein wenig an Zauberei, sahen aber im Uebrigen mit Bewunderung und Nachahmungslust auf den alten eigenthümlichen Mitunterthan, den ja

auch der gute Kaiser liebte. Nur die Wenigen, die zwar auch an Zauberei glaubten, aber nichts bewunderten und nichts nachahmten, erfanden bald einen anderen Namen für das Ausnabmeleben des Alten und riefen es aus als Verrath an der allgemeinen Unterthanenpflicht, das heißt rechtzeitig zu sterben. Zuletzt kamen Zwei oder Drei und schlugen geradezu vor, den Abendländer todtzuschlagen.

„Ja,“ sagte des Kaisers dicker Minister, dem sie ihren motivirten Vorschlag unterbreitet hatten, — „ich wäre wohl dabei, aber der Kaiser, der Kaiser!“

Mit diesem Ausruf sollte vorsichtig angedeutet werden, daß der gute Kaiser die kindliche Gewohnheit habe, das Alter zu ehren, und daß, so lang der gute Kaiser lebte, er das Todesurtheil des alten unschuldigen Abendländers nimmer unterschreiben würde.

„Nichtsdestoweniger,“ so sprach der dicke Minister weiter, „wollen wir den Versuch machen, und schlägt der fehl — auf Mittel und Wege sinnen, wie dem allgemeinen Bedürfniß des Volkes abzuhelfen sei... Wenn ich doch nur Kaiser wäre!“ dachte der dicke Minister und begab sich darauf zu dem, der es zum Glück noch war.

„Majestät!“ so fing er an, — „dem Thron droht Gefahr. Entweder muß dem Ausnahmeleben, des meinem allergnädigsten Herrn und Kaiser bekannten Abendländers ein Ende gemacht werden, oder die Erbitterung Ihrer Unterthanen gegen dieses Ausnahmeleben reißt alle Schranken des Gehorsams nieder.“

Nun hatte der Herr Christus, dessen Geburtstag ihr heute feiert, wohl keinen ärgeren Versucher als der gute Kaiser in seinem dicken Minister. Denkt mal selbst: ein mächtiger Riese droht euch: ihr sollt entweder Vater und Mutter verlassen, oder dem armen Hans das einzige Buch, das er hat, und in dem er liest und lernt, heimlich mit Tinte beschmieren. Nicht wahr? ihr denkt gleich: dann beschmier' ich lieber des Hans Buch mit Tinte. Seht ihr wohl, wie leicht man durch einen Versucher zum Unrechtthun verleitet werden kann. Nein, Kinder, ihr sagt lieber: lebt wohl, Vater und Mutter, wir müssen fort, denn wir müssen Unrecht thun, wenn wir bleiben wollen. Und da wird der Vater euch loben, und die Mutter wird euch an's Herz drücken und euch festhalten, mag der Riese drohen so wie er will. — Aber ein Kaiser hat es nicht immer so gut wie ihr, und was der Unhold von euch verlangen könnte, dasselbe ungefähr verlangte wirklich der dicke Minister vom Kaiser. Ihm ist sein Thron, was euch Vater und Mutter ist. Wie leicht also könnte er versucht sein, lieber das Lebensbuch des alten Abendländers auszulöschen als seinen Thron verlassen. Doch der Kaiser war gut und edel und verabscheute das Unrecht. Als der Minister geendet hatte, sagte er:

„Deine Wachsamkeit als solche rührt mich, und ich danke Dir dafür. Was aber Deine Furcht für den Thron betrifft, so ist sie überflüssig. Verwarne Diejenigen, welche Dich verleitet haben, und lasse mich allein."

Der Versuch war also mißlungen und es mußte, wie der Minister gesagt hatte, auf andere Mittel und Wege gesonnen werden. „Wenn ich doch nur einen Tag lang Kaiser wäre!“ dachte der dicke Minister wieder. Aber er wollte wenigstens regieren und so mächtig als möglich thun. Auf alle Fälle sollte das Ausnahmeleben des Abendländers aufhören.

Was that nun der Minister?

Daß ein Geheimniß hinter dem zähen Leben des Alten stecke, darüber war er mit sich bald im Klaren. Wie aber hinter das Geheimniß kommen? Da dem Minister kein neues Mittel einfallen wollte, so sandte er Kundschafter aus, die den jugendlichen Alten beobachten sollten, und die brachten denn auch bald heraus, daß ihm das lange Leben früher aus den Heilquellen des Westens, jetzt aus einem Brunnen zufloß, der mitten in dessen gesegnetem Besitzthum sprudelte.

Und in der That, der Brunnen war es, der dem Alten, welcher täglich aus ihm trank, zunehmende Kraft, unerschütterliche Gesundheit und ein ungesagt langes Leben verlieh. Das also mußte die Stelle sein, an welcher der dicke Minister den Alten tödtlich treffen konnte, und da er Gesundheitsminister war, so hatte er seinen Plan bald gemacht. Er setzte sich hin und schrieb eine Schrift und wies nach, daß der dort und dort gelegene Brunnen übles Wasser enthalte, berechtigten Grund zur Unzufriedenheit bei allen Unterthanen errege und gewiß noch Veranlassung

zu einer Revolution geben werde, und um dem vorzubeugen, sei der Brunnen einfach zu verschütten. Natürlich blieb es in der Schrift verschwiegen, daß damit auch das Leben unseres alten Freundes, des Abendländers, erstickt sein würde.

Das Messer war also schon geschliffen und es fehlte nur noch des Kaisers Unterschrift, dann konnte dem Alten an die Kehle gegangen werden. Nun wußte der dicke Minister, daß der gute Kaiser, der oft müde, todtmüde war vom Regieren, lange Schriften, die man ihm zur Unterschrift vorlegt, nicht durchliest, sondern sich bei seinem Minister nach dem, was in der Schrift steht, erkundigt und dann seinen Namen unterschreibt. Der Minister hatte also die Schrift sehr lang gemacht und wollte, wenn der Kaiser nach dem Inhalt fragte, antworten: Majestät, es handelt sich um die Verschüttung eines Brunnens und um Constituirung eines Gesetzes, nach welchem hinkünftig gewisse Gesundheitsbrunnen zu graben sein werden. Die Sache klang gelehrt, und es konnte nicht fehlen, daß der Kaiser unterschreibe.

Der arme Abendländer! nun wird er wohl sterben müssen!

Die sehr dicke Schrift unter dem Arm, so trat der dicke Minister siegesbewußt in das Kabinet des Kaisers. Er hatte einen Tag und eine Stunde gewählt, wo der gute Kaiser gerade wieder todtmüde war, und darum konnte er schon siegesbewußt sein. Aber er hütete sich, es

zu zeigen, sondern legte mit krummem Rücken die Schrift gerade vor den Kaiser auf den Tisch und hielt die goldene Feder mit der Diamantspitze zur Unterschrift bereit.

„Was ist das?“ fragte der Kaiser apathisch.

„Majestät, es handelt sich blos um die Verschüttung eines schädlichen Gesundheitsbrunnens in der Abendgegend des Reichs.

„Das ist interessant,“ sagte der Kaiser.

Der dicke Minister stutzte. Aber ein Minister ist schnell gefaßt.

„Majestät, so ist es: es ist eine sehr interessante wissenschaftliche Frage,“ fügte er hinzu und legte besonderen Nachdruck auf das Wort „wissenschaftlich.“ Er glaubte, nun werde der müde Kaiser Furcht vor dem Lesen bekommen. Aber er irrte sich.

„Ich will Deine Abhandlung lesen,“ sagte der Kaiser und nahm die Schrift zur Hand.

„Majestät sehen beängstigend angegriffen aus. Wollen Ew. Majestät nicht ruhen?“

Der Kaiser winkte und der Minister verstummte „Wenn ich doch nur in dieser schweren Minute Kaiser wäre,“ dachte er und zitterte. Alles Siegesbewußtsein war aus ihm gewichen. Er hatte regieren, dem Abendländer die Quelle des Lebens verschütten, seinen Willen gegen den Willen des Kaisers durchsetzen wollen und nun sah er die Strafe kommen.

Der Kaiser las weiter und weiter; immer düsterer

wurden die Wolken auf seiner weichen, sorgenvollen Stirn; er fing an, die böse Absicht seines Ministers zu durchschauen... Da mit einemmal richtete er sich auf in seiner ganzen, absoluten Größe, warf dem Minister einen majestätischen Blick zu und sagte nichts als die Worte:

„Bin ich Kaiser oder Du?"

Ja, und das ist ungefähr dasselbe, als wenn der Papa Dich für eine Unart in den Winkel stellt: Du thust es dann gewiß nie wieder.

Und jetzt ist die Geschichte aus.

„Nun, wie finden Sie das, Marfa Iwanowna?" fragte Schichin; das Manuscript zusammenlegend.

„Perfid, im höchsten Grade perfid!" war die fertige Antwort.

„Verdienen diese Deutschen, daß man sie schone?".

„O, wenn ich Kaiserin wäre!" rief sie begeistert, und begann nun, diesen Gedanken vor dem Manne der Feder zu entwickeln. Natürlich dachte sie an eine Alleinherrscherin mindestens an eine regierende Königin, und so schloß sie denn auch ihr Regierungsprogramm mit den Worten: „Als Regentin würde ich eine Katharina, als Weib eine Königin Victoria sein!" Ein vielversprechender Blick auf Schichin begleitete den Schluß der Rede.

Der Redacteur, den der halbstündige prahlerische Erguß einer, wie er meinte, ungesunden, müssigen Phantasie verdroß, und der sein zweites Glas mit obligatem

Zuguß zu Leibe hatte, erhob und empfahl sich. Er habe sich für den Rest des Abends dem General Swetnik versprochen. Keine Miene, kein Blick, kein freundliches Lächeln an ihm verriethen die Wirkung der Schacher-Chaimschen Tropfen. Tante Marfa mußte sich heute in ihr Schicksal ergeben, aber zu morgen, als zu einem doppelten Feiertage (morgen war Sonntag und ihr Namenstag), lud sie Jegor Michailowitsch dringend ein. Er ging und ließ die Freundin in einer Gemüthserregung zurück, die sie vergebens durch eine Promenade im Zimmer zu beschwichtigen suchte. Neuer Aerger sollte noch hinzukommen. Ilja ging durch's Zimmer. Tante Marfa rief ihn an.

„Ein Glas Citronenlimonade!“ befahl sie streng.

„Sogleich, sogleich!“

Diese fast jubelnd geäußerte Bereitwilligkeit machte die Tante stutzig, denn sie hatte dem Diener den barschen Befehl in keiner anderen Erwartung ertheilt, als bei ihm auf Widerspruch und Ungehorsam zu stoßen und daraus dann Veranlassung zu einem kleinen Streit zu nehmen, der ihrem überfüllten Herzen unfehlbar Luft gemacht hätte. Und nun diese unerwünschte, diese auffallende, verdächtige Dienstfertigkeit. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. „Der boshafte Mensch führt gegen mich etwas im Schilde,“ murmelte sie, — „ich muß auf der Hut sein.“

Ilja kehrte mit der Limonade zurück.

„Wer hat es bereitet?“

„Das Annchen, Marfa Iwanowna, das Annchen hat es bereitet.“

Sie fixirte ihn scharf, nahm zögernd das Glas, brachte es zögernd an die Lippen und wollte schon, da sie nichts Verdächtiges herausgeschmeckt hatte, den erquickenden Inhalt leeren — — da sagte Ilja:

„Sehen Sie mich doch an, Marfa Iwanowna.“

Tante Marfa wurde kreidebleich. Die oben vernommenen Worte, die bekannte Bosheit Iljas, das eigene Gewissen, die ganze Situation — Alles sprach dafür, daß der Elende ihr einen Liebestrank beigebracht. Im ersten Moment eines verzeihlichen Wuthanfalls wollte sie ihm das Glas an den Kopf werfen, aber ehe ihre Sinne schwanden, hatte sie noch Zeit zu überlegen, daß sie sich dadurch dem Lakaien gegenüber zu viel vergebe. Sie zitterte wie von Fieberfrost geschüttelt, verdrehte die Augen, wollte was sagen, aber konnte nicht. Das Glas fiel auf die Diele und zerbrach in kleine Stücke. Sie selbst sank in den nächsten Stuhl wie leblos zusammen.

Doch nun ward Ilja von den Furien des Entsetzens erfaßt. So, ganz so hatte er schon verschiedene Menschen sterben gesehen. Der fürchterliche Gedanke, er habe die Schwester seines Herrn vergiftet, trieb ihm die Haare zu Berge, riß ihm die Augen weit auf, und mit bläulichen Lippen und zähneklappernd stürzte er vor der Bewußtlosen auf die Kniee.

Tante Marfa, die sich inzwischen vom ersten Schreck

erholt hatte und nun die Augen aufschlug und den Knieenden erblickte und annahm, der beispiellos Unverschämte komme der Wirkung der Tropfen durch eine Liebeserklärung zu Hilfe — applicirte ihm einfach eine ausgesuchte Ohrfeige.

Erleichtert stand Ilja auf. Wer so schlagen kann, dachte er, ist gesund und bei tüchtigen Kräften. Damit hatte er aber auch die volle Gewißheit erhalten, daß Chaim ihn betrogen, und daß er doppeltes Lehrgeld gezahlt: einmal auf Kosten seines Beutels und jetzt auf Kosten seiner Ehre. Der letztere Punct kränkte ihn tief; er hätte dem 100 Rubel gezahlt, der ihm diese von herrschaftlicher Hand ertheilte erste Ohrfeige rechtzeitig abgenommen hätte. Sein beleidigtes Ehrgefühl empörte sich.

„Marfa Iwanowna,“ begann er, während sie, zum Aufspringen bereit, sich auf die Armlehnen ihres Sessels stützte, — „ich bin ein Mensch und rechtgläubiger Christ ...“

„Mir aus den Augen!“ rief Tante Marfa aufspringend, — „oder ich sorge dafür, daß Du als Giftmischer in die Bergwerke kommst!“

Das Wort „Gift“ benahm Ilja die Streitlust; er folgte dem Befehl, aber brummte hinausgehend vor sich hin: „gut, morgen ist auch ein Tag.“

Fräulein von Potassow nahm ihre Zimmerpromenade wieder auf. Der Schlag, den sie dem Alten versetzt hatte, fing an, ihr leid zu thun. Er hatte vielleicht wirklich etwas in seinem Gesicht, was ihn zu der Bitte veranlassen mochte, ihn anzusehen, dachte sie. Sie fühlte ja auch nicht

die leiseste zärtliche Regung für ihn, ja ihr Gesicht verzog sich zur mitleidigen Verachtung, als sie daran dachte. Der ganze Auftritt konnte demnach schlechterdings nichts gemein haben mit dem Liebestrank. Kurz, sie bedauerte ihre Insulte lebhaft und stimmte so ihr Herz mehr und mehr empfänglich für die Freude, die sie beim Anblick des mit Sophie heimkehrenden Neffen mit unverstellter Lebhaftigkeit an den Tag legte.

„Das ist hübsch!“ rief sie den Eintretenden entgegen. „Wozu soll auch das unerträgliche gegenseitige Ausweichen! wohin soll diese ewige Spannung führen? Seit Jahren habe ich mich nach der Freude gesehnt, Paul sich uns nähern zu sehen, und gewünscht, daß er in unserem kleinen Kreise das finde, was er mit Aufopferung seiner Gesundheit und vielen Geldes in der großen Gesellschaft sucht.“

„Ach, Tantchen,“ bat Paul, „werde nicht sentimental! Ein kleines Zänkchen steht Dir viel besser. Aber erlaube . . .“

„Du thust mir Unrecht, Paul, Du thust mir Unrecht,“ unterbrach sie ihn. „Meine Seele verlangt nach Frieden — Auch Du, liebe Sophie, mußt zugänglicher werden. Wir leben unter einem Dache und wollen gute Freunde sein.“

„Und Verlobte dazu, liebes Tantchen,“ ergänzte Paul.

„Was heißt das?“

„Sophie ist meine Braut.“

Sophie streifte ihre Handschuhe ab und sah gradaus

Es entstand eine kurze Pause, während welcher Tante Marfa schnell zweierlei erwog: ob es besser sei, dem namen=

losen Mädchen einen Potassow zu gönnen, oder, dagegen ankämpfend, ein größeres Uebel heraufzubeschwören? Mit dem Gedanken nämlich, sich mit Schichin zu vermählen, war die Sorge gekommen: was dann mit Sophie beginnen? Tante Marfa traute dem „versteinerten Journalisten" durchaus nicht und sah, falls Sophie in der bisherigen Stellung zum Hause verbliebe, ihr eheliches Glück auf's Aergste gefährdet. Das gab den Ausschlag. Sie trat zu Sophie, umarmte sie und sagte: „ich gönne ihn Dir" — und zu Paul, dem sie die Hand reichte: „ich gratulire!"

Er küßte ihr artig die Hand.

Tante Marfa fuhr fort: „Mich freut eure Verbindung um so mehr, als Dir, liebe Sophie, aus ihr ein Gewinn erwächst, gegen den unser alter Name und unsere hohen Standesrechte nichts sind — es ist der Glaube der Potassows. Mit unserem rechten, reinen, heiligen Glauben wirst Du mir verwandt und, ich gestehe es offen, ein Schmuck unserer Familie."

Sophie lächelte. „Wenn Paul es wünscht," sagte sie, „werde ich jenen Gewinn nicht zurückweisen."

„Gewiß wünscht er es!" eiferte die Tante.

„Gewiß Tantchen, es ist mir völlig gleichgiltig."

„Aber der Familie ist es nicht völlig gleichgiltig, mein Bester! und erlaube, daß ich mich wundere, wie Du dazu kommst, mich zu desavouiren!? — Laß Dich nicht irre machen, liebe Sophie, laß Dich überzeugen, daß Du in einer russischen Familie von unserem Namen als Pro-

testantin, als Lutheranerin gar nicht denkbar bist; erwäge nur, daß selbst Königstöchter sich bequemen müssen, den Glauben der Romanows anzunehmen, und wie veredelnd, wie beseligend die rechtgläubige Kirche auf sie wirkt, das beweist unsere erhabene Kaiserin."

„Marfa Iwanowna", wandte Sophie stolz ein, — „ich habe die Interessen nicht, die jene Königstöchter bei ihren Verbindungen mit unsern Großfürsten leiten."

„Deute mir das Wort nicht so schlecht, liebe Sophie, denn ich meine es mit Dir aufrichtig und gut. Zum Beweise dessen erkläre ich hier, daß ich längst mit der Absicht umgehe, Dich als meine Tochter zu adoptiren."

„Verzeihen Sie, Marfa Iwanowna, Sie sind ja noch gar nicht verheirathet gewesen!"

„Keine war es, bevor sie es wurde, liebe Sophie."

„Sehr richtig, Tantchen," nahm Paul das Wort, — „aber dennoch protestire ich gegen eine Adoption. Als rechtgläubiger Christ (würde Ilja sagen) dürfte ich meine Cousine nicht heirathen. Wir wollen Alles Sophie überlassen und indessen Dein freundliches Wort beherzigen, liebes Tantchen: wir wollen gute Freundschaft halten unter Deinem gastlichen Dach."

Er küßte ihr wieder die Hand; auch Sophie reichte ihr die ihrige.

„Das war der erste Familienabend mit deutschgemüth-

lichem Anstrich am Rigaschen Strande,“ sagte Paul, als er sich um Mitternacht von den Damen verabschiedete.

Sophie drückte ihm mit einem dankbaren Blicke die Hand und verließ gleich nach ihm den Salon.

Auch Tante Marfa suchte zufrieden ihr Schlafgemach auf.

Zwölftes Kapitel.

Der Sonntagmorgen lag in feierlicher Ruhe auf dem Meere, auf dem Dünenwald, auf den Wohnungen der Menschen, auf dem weiten weißen Strande. Die Sonne war eben aufgegangen, aber noch warf der hohe Wald seine Schatten weit hinaus aufs Meer, noch schwiegen die Vöglein in den Zweigen und die dienstbaren Hände, die in den Häusern der Reichen ordnen und schaffen, sie ruhten noch aus von der Last und Mühe des vergangenen Tages.

Aber die Sonne steigt höher und höher. Schon schimmern in dem Glanze ihrer Strahlen die fernen Segel, die eine leichte Brise schwillt, ein befiederter Sänger nach dem andern versucht die Stimme und hier und da werden die Thüren geöffnet und auf die Veranda tritt, halb angekleidet, das verschlafene Stubenmädchen. Das ist der Fleißigen eine. Die meisten besitzen lebende Wecker in den mit schweren Brodkörben beladenen lettischen Frauen, die um diese Stunde ihre Rundgänge beginnen. Alles was sich „Herrschaft“ nennen läßt, schläft noch, und darum tritt auch das junge schmucke Ding so dreist und sicher

hinaus auf die Veranda, und reckt die Arme und gähnt. Aber wie schrickt sie zusammen, wie hastig zieht sie sich zurück, als dort um die Ecke ein Herr gegangen kommt! Seine ganze Erscheinung weist den Verdacht zurück, die Nacht durchschwärmt oder am Spieltisch zugebracht zu haben. Das Gesicht ist frisch, das Auge klar und munter, der Bart wohlgepflegt und die Bewegungen sind leicht und elastisch. Dem fliehenden Mädchen einen lachenden haschenden Blick nachschickend, geht er seinen Weg gemächlich weiter, überschreitet die Dünen, hält im Anblick des weiten blauen Meeres einen Augenblick still und setzt dann seinen Spaziergang am Rande der zurücktretenden See munter fort.

Wer vermuthet in diesem Spaziergänger Potassow, den Freund nächtlichen Treibens, ihn, der die Sonne nie anders als nach durchschwärmter Nacht aufgeben sah? Er ist es. Eos, die ihn sonst kalt ließ — heute hatten ihre Rosenfinger ihn kaum berührt, als er, von den schönen Erinnerungen des gestrigen Abends gehoben, seinem Lager entstieg, schnell Toilette machte und hinaus in die frische Morgenluft eilte.

Ihm war so froh und leicht zu Muth. Er bekräftigte und besiegelte seinen Entschluß, ein neuer Mensch zu werden, ein über das andere Mal und schwelgte dazwischen in der Wonne eines thatenreichen Strebens an der Seite seiner Sophie, für die allein er von heute ab zu leben sich vornahm. Wohl tauchte mitunter das Gespenst des Prämienbillets und die Veranlassung desselben zu seiner Verlobung

beschämend und drohend aus dem Meere glückseliger Zukunftsträume auf, aber immer wußte er es zu bannen und sein Gewissen zu beschwichtigen. Er habe Sophie ja längst geliebt; er bedürfe bei seiner bevorstehenden Metamorphose der 75000 Rubel durchaus nicht; woher auch sollte sie erfahren, welche Rolle ihr glückliches Billet bei der Werbung um ihre Hand gespielt, da er fest entschlossen sei, sich um den Treffer nicht zu kümmern? Kurz, er nahm die Sache leicht und behielt seine frohe Stimmung.

Ueber diesen Gedanken und Träumereien waren Stunden hingegangen, es war acht Uhr geworden, und Paul beeilte sich, den Strand zu verlassen, da auf der Höhe der Dünen weiße flatternde Gewänder sich zeigten und ihn an die begonnene „Damenbadestunde“ mahnten.

Paul begab sich nach Hause. Auf die Veranda tretend, bemerkte er, wie im Innern des Salons sein alter Ilja sich hastig vom Sophatisch wegwandte und zu verschwinden suchte. Potassow rief ihn zurück.

„Du scheinst verbotene Dinge zu treiben, Ilja?“ scherzte er.

Ilja räusperte sich und schwieg. Der auffallende Umstand, daß er seinem Herrn eine Antwort schuldig blieb, ließ in der That auf kein reines Gewissen schließen. Die Gründe blieben Paul nicht lang verborgen. Er sah auf dem Tisch ein photographisches Kabinetbild, das allem Anscheine nach den Redacteur Schichin darstellte, prüfte es näher und lachte vergnügt in sich hinein. Da stand der

kleine Schichin, mit dem schmalkrämpigen Hütchen, dem kurzen Ueberröckchen, dem unvermeidlichen Buch unter dem Arm und dem unheilbrütenden Blick unter buschigen Brauen.

„Ein gelungener Streich!“ lachte Paul.

„St!“ machte Ilja.

„Es ist gut,“ fuhr Paul leise fort, „daß Du das Bild nicht hast coloriren lassen: an den Früchten Deiner Nase würde man Dich sonst leicht erkennen.“

„Ew. Hochwohlgeboren, ich sehe es noch kommen, daß ich Sie als Wurm aus dieser Frucht da herausziehe.“

„Als des Wurmes Asche, wolltest Du wohl sagen, Ilja. Deine Nase ist ein Glühofen.“

„Ich bin ein rechtgläubiger Christ und möchte meinen Nebenmenschen nur Gutes wünschen — aber Ew. Hochwohlgeboren behandeln mich darnach nicht. Was nagen Sie an mir? Sparen Sie Ihre Zähne: es ist ja Geld aus Moskau angekommen.“

„Siehst Du, wie Du mir weh thust!“ heuchelte Paul traurig.

„Sie gehen mit Schauspielern und Balaganmachern um, und so weiß ich, was ich von diesem kläglichen Ton zu halten habe.“

„Und ich habe Dich so lieb!“

„Schon gut!“

„Nun?“ fragte Paul lachend, da Ilja schwieg und grimmig zur Seite blickte. — „Weißt Du es anders?“

„Ich weiß nichts!“

„Aber Du hast doch Ahnungen?“

Ilja spie aus — eine seiner nachdrücklichsten Antworten, die er stets gab, wenn ihm nichts Besseres einfiel.

„Was das Bild betrifft,“ begann Paul wieder, „so setzt mich eins in Erstaunen: wie bist Du zu Jegor Michailowitsch’s Hut, Paletot und zu seinem Buch gekommen?“

„Am vergangenen Sonntag frühstückte er hier, und da Sie mir sündhafterweise oft genug zu verstehen geben der Redacteur könnte nach seiner großen Aehnlichkeit mit mir ganz gut meiner Mutter Sohn sein, so merkte ich mir das und ging mit seinem Röckchen und Hütchen zum Photographen und ließ mich abnehmen. Ein Buch fand ich vor.“

„Was beabsichtigst Du denn mit dem Bilde?“

„Nichts.“

„Bilde mir das nicht ein. Sieh’ ich möchte doch auch meinen Spaß daran haben.“

Ilja sah seinen Herrn mißtrauisch an, da er aber in dessen Miene nichts Verdächtiges entdecken konnte, so gestand er nach einigem Zögern unumwunden, daß er Marfa Iwanowna zu ihrem heutigen Namenstage mit dem Portrait eine Freude bereiten wolle.

Paul lachte laut auf.

„St! St! Sie werden mir Alles verderben!“ bat Ilja.

„Für diesen Einfall,“ sagte Paul, „möchte ich Dich

küssen, wenn ich nicht fürchtete, mich an Deiner Nase zu verbrennen."

„Ew. Hochwohlgeboren . . ."

„Guten Morgen, guten Morgen, Ilja!" unterbrach ihn Potassow, denn er sah Sophie durch den Garten kommen. — „Die Antwort auf Deine begonnene Antwort bleibe ich Dir schuldig." Damit eilte er hinaus.

Ilja blickte ihm erbost nach. „Die Antwort bleibt er mir schuldig! Ja, ja, eine Antwort ist manchmal so viel werth als Geld. — Jetzt stelle ich mich hinter die Thür und warte, bis die Seminar- und Taufmutter herauskommt. Ich bin ein Mensch und rechtgläubiger Christ, aber ich will ihr schon zeigen, was das heißt: „gefährlicher Mensch" und „unverschämter Mensch" und „schweige und warte bis Du gefragt wirst", und mich zu schlagen für nichts und wieder nichts, und mich zu zwingen und zu erniedrigen!"

So mit sich selbst redend, suchte Ilja seinen Versteck auf.

Das Auge an der Thürspalte, harrte er der ersehnten Erscheinung mit einer Ausdauer, die er bei jeder andern Gelegenheit wohl kaum bewiesen hätte. Eine Viertelstunde verging. Ilja wechselte geduldig Stütz- und Spielbein und wurde nicht müde. Endlich, eine volle Stunde mußte vergangen und die Uhr zehn sein, erschien Tante Marfa in großer Toilette, rosigen Angesichts und sofort das große an die Tischlampe gelehnte Bild erblickend. Sie schien jedenfalls irgend eine Ueberraschung erwartet zu haben.

Strahlend vor Freude eilte sie vorwärts, ergriff das Bild und vertiefte sich mit verschlingenden Blicken in die lieben Züge.

„Es hat also doch gewirkt!“ waren ihre ersten Worte. Darauf sah sie sich im Zimmer um und küßte schnell das Bild. Dieser Vorgang weiblicher Verschämtheit, Demuth und Hingebung war geradezu rührend, und es fehlte nicht viel, so hätte Ilja sich durch irgend einen Laut der Unbehaglichkeit verrathen.

Da traten Paul und Sophie ein.

„Guten Morgen Tantchen! Erlaube, daß ich Dir gratulire.“ Er küßte ihr die Hand.

„Nehmen Sie auch meine Glückwünsche entgegen, Marfa Iwanowna,“ sagte Sophie.

Tante Marfa umarmte sie mit den Worten: „Aber Du siehst dabei gar nicht froh aus, liebe Sophie?“

Sophie versuchte zu lächeln, doch das contrastirte nur noch mehr mit dem schwermüthigen Ernst, der auf ihrer festen Stirn lagerte.

„Seht,“ hub die Tante von Neuem an, „welch angenehme Ueberraschung mir Schichin bereitet hat!“

Paul betrachtete das Bild. „In der That, wie er leibt und lebt!“ rief er.

„Es ist sehr ähnlich,“ meinte auch Sophie. Paul hatte ihr aus begründeter Furcht vor Tadel und Verrath den Zusammenhang verschwiegen.

„Paul hat Recht: wie er leibt und lebt!“ wiederholte Tante Marfa, stellte das Bild wieder an den Fuß der

Lampe, trat zwei Schritt zurück und sagte noch einmal: „wie er leibt und lebt!"

„Weißt Du Tantchen," unterbrach nun Paul, der einen gewaltigen Hunger verspürte, die stumme Betrachtung der Tante, — „weißt Du, daß ich bereits von vier Uhr an auf den Füßen bin und mich nach einer kleinen Stärkung sehne?"

„Du sollst gleich Alles haben," sagte Marfa Iwanowna glücklich. „Ich kann Dir jetzt auch Geld geben. Du brauchtest 1000 Rubel, nicht wahr?"

Wie oft hatte Potassow in Sophiens Gegenwart bei der Tante eine Anleihe gemacht, und heute schämte er sich, zuzugeben, daß er Geld brauche. Das Prämienbillet-gespenst verfolgte ihn. Indeß, er bedachte sich nicht lang nur ehrlich wollte er sein. „Es waren nur 500 Rubel, Tantchen," sagte er.

Sie hatte nicht Zeit, etwas darauf zu erwidern, denn Jegor Michailowitsch Schichin erschien auf der Schwelle, ein Buch unter dem Arm.

„Ich wollte nicht versäumen," begann er näher tretend, „Ihnen, Marfa Iwanowna, am Tage ihres Schutzengels meine Aufwartung zu machen."

„Willkommen, Jegor Michailowitsch, willkommen!" rief Tante Marfa und drückte ihm lang und innig die Hand.

„Gehorsamer Diener, Sophie Nikolajewna! Mir wird selten das Glück zu Theil, Sie zu sehen." Der Redacteur

machte Miene, ein Gespräch mit der Angeredeten anzubahnen.

Tante Marfa verhinderte es; sie ergriff, während Sophie sich in ihre Zimmer zurückzog, noch einmal seine Rechte.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für das liebe, liebe Geschenk."

„Für welches Geschenk?!"

Sie wies mit graciöser Handbewegung auf das Bild.

„Ich weiß von nichts," sagte Schichin ruhig.

„Sie wissen von nichts — nein, nein!" ironisirte sie.

„Bei Gott, Marfa Iwanowna!" Er hatte inzwischen ein abgegriffenes Futteral hervorgezogen, demselben eine Brille entnommen und trat nun mit bewaffnetem Auge näher an den Tisch. Verdutzt blieb er stehen.

„Ein wohlgetroffenes Bild!" lobte das Fräulein.

„Wohlausgeführt, höchst vortheilhaft!" ergänzte Paul.

Schichin schwieg und schlug sich ein Kreuz.

Tante Marfa legte ihm die Hand auf die Schulter. „Jegor Michailowitsch," rief sie munter gelaunt, — „spielen Sie nur keine Komödie! Sie werden doch nicht leugnen, daß Sie das sind?"

„Ich habe mich, so lang ich lebe, noch nicht photographiren lassen," sprach er, weniger wie es schien, um die Andern zu überzeugen, als sich selbst zu prüfen, ob er seine fünf Sinne noch beisammen habe.

„Dann ist es die Copie von einem ausgezeichneten Gemälde," wandte Fräulein von Potassow ein.

„Auch einem Maler habe ich niemals gesessen.“

„Entschuldigen Sie, Jegor Michailowitsch, aber wie soll man Ihnen Angesichts dieses Bildes glauben?“ lachte sie.

„Gott strafe mich, wenn ich lüge!“

Diesem mit obligatem Gestus geleisteten Schwur gegenüber verstummte und verdummte Tante Marfa.

„Wie mag aber nur das Bild hierher gelangt sein?“ zweifelte Paul, um die Angelegenheit in munterem Gang zu erhalten.

Schichin zuckte, noch immer das Bild anstarrend, die Achseln.

„Man muß die Dienstboten befragen,“ beschloß die Tante und rief die Zofe.

Diese erschien, wollte jedoch Niemand gesehen haben.

„Ilja, Ilja!“ rief Paul.

Nach einigen gemachten schweren Tritten erschien der Alte in der Thür.

Ihn zu sehen, mit Schichin zu vergleichen und die frappante Aehnlichkeit zwischen Beiden nicht herauszufinden, nicht Verdacht zu schöpfen — das machte der Wahrheit des Wortes „Liebe macht blind“ Ehre. Tante Marfa war es nie eingefallen, einen Vergleich zwischen Jegor Michailowitsch und dem Bedienten Ilja anzustellen, oder nur zu denken: es könne noch ein zweiter Mensch auf der Welt so aussehn wie Schichin; ihr war Schichin ein Unicum.

„Wer brachte dieses Bild?“ nahm sie das Verhör nun gegen Ilja auf.

„Das kann ich nicht wissen; aber die Thür da fand ich heute schon früh Morgens offen,“ gab er mürrisch zur Antwort.

„Fandest Du das Bild bereits hier vor?“

„Nein, aber zwei Stunden später; da stand es, wie es jetzt steht: an die Lampe gelehnt.“

„Wer anders, als Sie, mein Herr Redacteur, kann es da hingestellt haben?“ fragte, gegen den tiefsinnig Dastehenden gewendet, die Inquirentin. „Ein Bote, ein Bedienter hätte es Jemandem eingehändigt. Sie sehen: ferneres Leugnen führt zu nichts. Lassen Sie sich also meinen herzlichsten Dank gefallen.“

Der Redacteur wurde sehr unruhig. „Ich gebe Ihnen noch einmal die heilige Versicherung,“ betheuerte er mit Heftigkeit, „daß von mir keine Photographie existirt, und daß ich von diesem Hexenbilde nichts weiß! Da steht der Name des Photographen, der hier in der Nähe wohnt. Ich bin bereit, mich mit dem Manne confrontiren zu lassen, denn die Sache fängt an, mir selbst unheimlich zu werden.

„Es gilt!“ sagte Tante Marfa. „Ich lasse mir die Expertise des Photographen gefallen. Gehen wir gleich hin.“

„Bitte recht sehr.“

Schichin ging hastig voran. Die Tante ergriff mit der Linken einen Sonnenschirm, mit der Rechten den Arm des willigen Paul und folgte . . . .

Man traf den Photographen auf der Veranda seines Häuschens beim Frühstück.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ wandte sich Schichin in russischer Sprache an ihn, der sich von seinem Stuhl erhob, — „haben Sie von mir eine photographische Aufnahme gemacht?“

„Ja, am vergangenen Sonntag, wenn ich nicht irre,“ war nach einem raschen Blick die deutsche Antwort.

„Da haben wir es!“ rief Tante Marfa.

„Sehen Sie mich, ich bitte ergebenst, genauer an, bevor Sie meine Frage so entschieden bejahen, Herr Photograph!“

„Eine sonderbare Zumuthung,“ lächelte Jener.

„Es handelt sich um die Aufklärung eines Mißverständnisses,“ beschwichtigte Potassow in hartem aber correctem Deutsch.

„Dann wiederhole ich meine Aussage.“

Schichin griff mit beiden Händen nach seinem Kopf. „Bin ich verrückt oder mystificirt man mich!?“ rief er, während das wallende Blut ihm bis in's Weiße der Augen schoß. — „Und Sie, mein Herr Photograph, wagen es, allen Ernstes zu behaupten, Sie hätten von dieser meiner Person eine Aufnahme gemacht?!“

„Am vergangenen Sonntag. Ich behaupte es.“

„Das ist eine Lüge!“ schrie Jegor Michailowitsch, und mit einem haßerfüllten Blick gegen Paul, gegen den und dessen Diener in ihm erst jetzt ein Verdacht aufstieg: — „es ist ein schändliches Complot!“ Damit rannte er wie unsinnig davon . . . .

Am Frühstück, das die beiden Heimgekehrten erwartet hatte, betheiligte sich mit Appetit nur Paul. Sophie speiste wenig und blieb schwermüthig. Tante Marfa vermochte keinen Bissen zu genießen. Sie hatte das Gefühl, daß sich für sie etwas Unangenehmes vorbereite, und täuschte sich darin nicht. Schichins Haushälterin erschien und händigte ihr einen Brief ein. Auf eine Antwort habe sie nicht zu warten. Während Paul und Sophie sich erhoben und entfernten, öffnete die Ahnungsvolle das Couvert, entfaltete das Blatt und las:

Marfa Iwanowna! Die ehrenvolle Stellung, die mir die Gesellschaft einräumt, ist heute in Ihrem Hause in einer Weise compromittirt worden, die es mir verbietet, Ihre Gastfreundschaft noch länger in Anspruch zu nehmen. Dankend entsage ich derselben und erkläre schriftlich, daß ich mich nie habe portraitiren lassen, und daß ich mich dazu erst entschließen könnte, wenn ich in die Lage käme, ein Narr zu werden, d. h. mich zu verlieben, was Gott sei Dank, bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist. Ich habe die Ehre 2c. J. M. Schichin.

Das war zu arg! Tante Marfa zerriß den Brief in kleine Stücke und streute dieselben in den Wind. — „Und er hat sich doch photographiren lassen," murmelte sie ungebrochenen Herzens und ungebeugten Hauptes, — „sei es auch nur, um eine Komödie aufzuführen! Aber wie verächtlich erscheint er mir in diesem Licht! wie unwürdig der

ersten Liebe eines Mädchens! — Mag es drum sein! Ich will und werde ihn vergessen!"

Mit diesem Entschluß erhob sich Tante Marfa, suchte das Brautpaar auf und proponirte einen Gang in den Park, wo vor dem Diner musicirt wurde.

Dreizehntes Kapitel.

Der kleine Park vor dem gefälligen Conversationshause in Majorenhof war von Besuchern fast überfüllt. Das schöne Geschlecht wetteiferte unter einander in Eleganz und Reichthum der Toilette. Die Herren standen in Gruppen oder saßen vor schäumenden Kelchgläsern unter der ausgedehnten Veranda. Wie weiße, rothe, gelbe Rosen, wie Veilchen und Vergißmeinnicht erwuchsen dem mehr eintönigen Gezweig der Herrengruppen liebliche Frauen und thaten es den Männern nach, ließen die Gläser munter erklingen, lachten hell auf und fixirten die Tischnachbarschaft. Alles gab sich frei, ungezwungen, fast übermüthig, Alles trug hier das Gepräge der reichen Handelsstadt Riga. Man sprach vorzugsweise Deutsch, aber auch Russisch und Französisch oder Englisch. Wer überall Deutsch, selten Französisch, noch seltener Russisch hören will, der wandere durch den uns bereits bekannten Forst nach Bilderlingshof, dem Sitz der Conservativen.

Als Sophie am Arme Pauls, gefolgt von Tante Marfa, den Park betrat, entstand eine allgemeine Be-

wegung. „Die schöne Tscherkessin!“ ging es flüsternd von Mund zu Mund. Die Augen bewaffneten sich und in wenigen Secunden hatte sich die Aufmerksamkeit vom Eingange des Parks bis in den entferntesten Winkel der Veranda mitgetheilt. Tante Marfa blickte zufrieden um sich.

Man sagt von Damen, daß sie ihre guten und schlechten Tage hätten, Tage, wo sie mehr und wieder solche, wo sie weniger interessant erscheinen. Sophie hatte heute in der That ihren guten Tag. Die herrliche Gestalt, deren plastische Vollendung ein Kleid von der Farbe des matten Silbers nicht ganz beeinträchtigen konnte, lehnte mit leiser Neigung an Potassows stützendem Arm und verlor dadurch von der säulenartigen karyatidenhaften Ruhe, die man sonst an ihrer Haltung zu tadeln hatte. Alles an ihr schien weicher und wärmer, und nur die Stirn, als sei sie der bestellte Wächter innerer, das glühende Auge und die dürstenden Lippen beherrschender Leidenschaften, bewahrte den alten, steinernen, despotischen Ernst; sie sah weder rechts noch links, sondern gradaus: ihr gewöhnlicher Blick.

Mit Mühe gelang es Paul, für seine Damen in der Nähe des kleinen aber tüchtigen Orchesters Plätze zu gewinnen. Alle Bemühungen wären freilich vergeblich gewesen, wenn nicht Tante Marfa's erste Strandbekanntschaft, die Exbonne, gerade hier über zwei Stühle zu verfügen gehabt hätte. Auf zweien saß sie nämlich selbst und vom dritten

wies sie ihren Mann mit den befehlenden Worten fort: „steh' auf, Leo!" — Leo sprang auf. Da fühlte Paul an seinem Arm einen leisen Druck. Sofort nöthigte er Leo, seinen Platz zu behalten, bemerkte gegen die Tante, er wolle mit Sophie noch ein wenig promeniren, grüßte flüchtig und verließ mit seiner Braut durch den Ausgang, der auf die Dünen führte, den Park.

„Ihr Neffe führt das Fräulein doch nicht auf die Dünen? Es stürmt heute, obschon man hier wenig davon merkt, ganz entsetzlich!"

„Sophie liebt das", antwortete die Tante.

Sie hatte neben der Exbonne Platz genommen und war, nach der vorausgeschickten Bemerkung und Gegenbemerkung, von der Redefertigen sofort in eine pikante Unterhaltung verstrickt worden. „Ich amüsire mich hier vortrefflich. Sehen Sie jene Herren dort. Der Schwarze, der die Füße über den Stuhl gestreckt hat, ist ein steinreicher Amerikaner. Bevor Sie kamen, sprach er in dieser Stellung mit einer stolzen Kaufherrin. Jedem Andern hätte sie den Rücken gekehrt. Aber ihm steht Alles gut. Nicht wahr? eine angenehme Erscheinung? Die um ihn stehen, sind unsere Löwen. Hören Sie, wie sie über jedes seiner Worte lachen . . . Leo! bestelle limonade gazeuse!"

„Ja, Liselchen, — aber mein Stuhl?"

„Hast Du gehört?"

Leo ging.

Im Nu hatte eine Dame den ledigen Stuhl erfaßt.

„Der Stuhl ist besetzt!“ rief scharf und zurechtweisend die Exbonne.

Die Ertappte stellte den Stuhl wieder zurück.

„Ah, da kommt der Herr von Flatterstein!“ rief wieder Tante Marfa.

„Macht er Sophie Nikolajewna noch den Hof?“

„Wir haben ihn seit mehr als acht Tagen nicht gesehen. Aber er trägt ja den rechten Arm in der Binde!?“

„Er ist gestern aus Kurland hier eingetroffen. Es heißt, er habe wieder ein Duell gehabt.“

Herr von Flatterstein blieb nun bis auf Weiteres der Gegenstand ihrer Unterhaltung . . . .

Paul und Sophie hatten mittlerweile die Bank aufgesucht, an die für Beide so schöne Erinnerungen sich knüpften. Das Meer, dessen Oberfläche früh Morgens unter dem ersten zarten Hauch des Seewindes einem stahlblauen Schuppenpanzer glich, war jetzt wild bewegt. Es stürmte. Hochauf thürmten sich die Wogen an dem Widerstand der Sandbänke, hochauf schwoll ihnen der Kamm, als spotteten sie des quos ego! und schäumend und donnernd stürzten sie über alle Hindernisse hinweg, den Strand bis an die Badehütten überschwemmend. Wie das brauste und tobte! wie das in den Fichtenwipfeln wühlte und pfiff und zauste! und wie die Menschen davor geflohen waren hinter den schützenden Wall der Dünen!

„Laß uns wieder hinuntersteigen!“ rief Potassow, — „man kann sein eigenes Wort nicht hören!“

Sophie hatte ihn in der That nicht verstanden. Sie saß tiefgebückt, den Ellbogen auf's Knie, das Kinn auf die Hand gestützt und sah starr hinaus in die aufgestörte Wasserwüste. Paul berührte leise die stützende Hand. Sophie zuckte zusammen und sah zu ihm auf so glühend und wieder so prüfend, durchdringend, daß er sich eines bangen Gefühls nicht erwehren konnte.

„Laß uns gehen, Sophie“, bat er, sich zu ihr neigend.

Sie stand auf und preßte tiefaufathmend beide Hände an's Herz. „Daß es doch in meiner Brust einmal so austobte, wie dort die See!“

„Komm', komm'!“ Potassow legte ihren Arm in den seinigen und führte sie die Düne hinab in einen Thalkessel, zu dem das Gebrause des Meeres nur mittelbar durch das arg mißhandelte Gezweig der Bäume drang.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander. Plötzlich blieb Sophie stehen und legte beide Hände auf seine Schultern.

„Paul!“

Etwas Gewaltsames fürchtend hielt er den Athem an. Doch sie fügte ihrer Anrede nichts mehr hinzu, sondern sah ihn einige Zeit halb gläubig, halb zweifelnd an und sank dann still an seine Brust.

Paul war es heute trotz des lebhaftesten Entgegenkommens seinerseits nicht gelungen, den zweiten Kuß von der Geliebten zu erhalten; die Schilderung, wie er die frühen Morgenstunden zugebracht, und die Versicherung,

daß er es nun immer so halten werde, hatte sie nur mit dankbaren Blicken und einem warmen Händedruck gelohnt. Aber wie er jetzt zu ihr sich niederbeugte und ihren schönen Kopf sanft aufzurichten suchte, da umschlang sie, wie das erste Mal, so fest, so leidenschaftlich seinen Hals und küßte ihn unter hervorstürzenden Thränen.

Ein Eichhörnchen, das bis dahin munter in den Zweigen über dem Brautpaar herumgesprungen, hielt inne und schaute neugierig auf die plötzlich in eins verschlungenen unbeweglichen Menschen. Es schaute, wie ein Vöglein, bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge hernieder, aber die beiden blieben verschlungen und küßten sich wie zum Abschied auf immerdar. Närrisches Eichhörnchen! was weißt Du von ahnungsbangen Frauenherzen? was wußte selbst Paul davon, ehe sein Wonnerausch verging und er, die Thränen von den Wangen der Geliebten küssend, wie gestern im tiefen Walde fragte: „warum weinst Du, Sophie?“

„Laß uns gehen“, sagte sie, seinen Arm nehmend.

„Was quält Dich?“ fragte er wieder.

„Es drängt sich mir seit gestern ein unerklärlich banges Gefühl auf“, murmelte sie bewegt; — „was ich auch thue, es zu unterdrücken — es bleibt und will nicht weichen.“

„Im Grunde freue ich mich, Dich bei einer Schwäche zu überraschen“, scherzte Potassow.

„Ich werde Dich verlieren“, sagte Sophie wie zu sich selbst.

Paul erfaßte unwillkürlich ihre Hand, fragte aber wiederum scherzend: „auch wenn ich Deiner würdig bleibe?“

Sie erinnerte sich ihrer gestrigen Worte und schwieg gekränkt.

Sie hatten die Straße erreicht. Potassow wollte eben etwas Begütigendes sagen, vielleicht auch hätte ihm sein guter Genius eingegeben, ihr zu gestehen, daß ihr banges Gefühl in der That einen Grund habe — da trat die Chef=Gemahlin, von ihrem Töchterchen gefolgt, aus der Gartenpforte ihres Hauses. Als sie das Paar erblickte, zuckte es unschön um ihren Mund. Die Kleine lief Paul entgegen und erfaßte seine Hand. Beide schienen gute Freunde zu sein.

„Gehst Du zur Musik?“ fragte sie ihn munter. — „Wir gehen auch zur Musik. — „Mama, Paul Alexandrowitsch geht auch zur Musik.“

Paul grüßte eigenthümlich verlegen.

„Laß nur Paul Alexandrowitsch!“ sagte mit scharfer Betonung die Mutter. — „Du siehst: er hat Pflichten.“

„Diese werden mir doppelt angenehm sein“, sagte Potassow jetzt ruhig, „wenn ich auch meine gnädige Frau Chef in den Park begleiten darf.“

„Sie sind überaus liebenswürdig.“

Man schritt weiter und erreichte etwas verstimmt den Park.

Als die kleine Gesellschaft an der mit Herren dicht besetzten Veranda vorüberging, hörte Paul die höhnischen

Worte: „er hat sie sich gut erzogen.“ Das Blut schoß ihm in's Gesicht, er hatte die Stimme des Herrn von Flatterstein erkannt. Zum Glück sprach Sophie während dessen mit der Chef-Gemahlin und schien weder jene Worte gehört, noch Pauls plötzliche Erregung bemerkt zu haben; sie sah gradaus und schritt ruhig weiter.

Man erreichte den Platz der Tante. Auf einen Wink Liselchens sprang Leo auf und hatte nicht einmal die Genugthuung, in eigener Person seinen Platz Ihrer Excellenz anzubieten; seine Gattin that es. Ein neben Tante Marfa sitzender Herr hatte mittlerweile der schönen Tscherkessin seinen Stuhl eingeräumt.

Potassow begab sich auf die Veranda. An Herrn von Flatterstein dicht vorübergehend, grüßte er ihn in einer Weise, daß derselbe nicht umhin konnte, dem Voranschreitenden in die Restaurationsräume zu folgen. An einem gelegenen Platz wandte sich Paul gegen ihn um.

„Ich sehe zu meinem Bedauern“, begann er auf Flattersteins Arm in der Binde deutend, „daß Sie Unglück gehabt haben.“

Sein Gegenüber schien durch diese Aeußerung ein wenig außer Fassung gebracht. „Nicht von Belang“, sagte er nach einem forschenden Blick auf Potassow.

„O doch, und ich gebe Ihnen den Rath, hinkünftig Ihre invaliden Zustände zu bedenken, ehe Sie Jemand provociren!“

„O, was das betrifft“, erwiderte schnell von Flatter-

stein, — „so kann ich Sie beruhigen. Der rechte Arm hindert mich nicht, Ihnen mit dem linken zu dienen.“

Alles das sagten sie sich in einem flüsternd-artigen Ton und mit lächelnder Miene, so daß man annehmen mußte, es handle sich zwischen Beiden um den Austausch ganz vorzüglicher Hochachtung. Darauf lüfteten sie gegen einander die Hüte.

Auf dem Wege zu seinen Damen traf Paul einen Kartentischbekannten, mit dem er ein paar Minuten leise sprach und sich dann von demselben mit einem verbindlichen Händedruck entfernte.

Vierzehntes Kapitel.

Während der eben erzählten Vorgänge lag im Empfangssalon der Villa Potassow, und zwar im bequemsten Lehnstuhl behaglich ausgestreckt Ilja. Er hatte seine Siesta gehalten und schwelgte nun noch im Nachgenuß derselben. Er war einmal so recht zufrieden mit sich selbst und mit den unerwarteten Erfolgen, welche er mit der Portraitgeschichte erzielt hatte. Denn zu dem vielen Verdruß, den ihm Tante Marfa täglich bereitete, war in letzterer Zeit noch der Aerger gekommen über die augenfällige, der Tochter seines Generals unwürdige Verliebtheit in den gierigen Zeitungsschreiber, wie er ohne Ueberlegung den Redacteur Schichin nannte. Daß die Geschichte diesen Verlauf genommen, freute ihn bis in sein altes Herz hinein. Er streckte sich noch länger, noch behaglicher aus.

Da trat eilenden Schrittes die kleine Raïda Rasbogatow in den Salon. Anfangs bemerkte sie den Alten nicht, lachte aber hell auf, als sie des zur Feier des Tages wieder mit der Livree bekleideten Dieners gewahr ward.

„Hier muß er wohnen!“ rief sie munter. „So behaglich lebt nur der Lakai eines Junggesellen.“

Ilja erhob sich langsam und grimmig; er erkannte die Landsmännin vom Wartehäuschen und fragte unwirsch:

„Was befehlen Sie?“

„Hier wohnt doch Paul Alexandrowitsch Potassow — ja?“

„Wenn der Junggeselle Paul Alexandrowitsch nicht hier wohnte, so würde der Lakai sich wundern, daß eine so schöne Dame nach ihm fragt. Er wohnt hier.“

Sie lachte. „Der ist drollig! So hat ihn mir Potassow oft genug geschildert. Du nennst Dich Ilja — ja?“

„Sie bejahen ja Alles schon selbst.“

„Thue ich das? — Aber, ich bitte, laß Dich zu einer Antwort herab: man nennt Dich Ilja?“

„Diejenigen, die das Recht dazu haben, nennen mich so, da aber mein Vater Peter hieß, so heiße ich für alle Andern Ilja Petrowitsch.“

„Ja? — Sage mir, guter Lakai Ilja Petrowitsch,“ fuhr sie unter beständigem Lachen fort, — „ist Dein Herr Paul Alexandrowitsch zu Hause?“

Dem Alten schien plötzlich etwas einzufallen. Wenn sie nun die in Aussicht genommene reiche Frau wäre? und wenn er sie nun durch sein barsches Auftreten zurückschreckte? Er beschloß, wie es sich gleich herausstellen wird, für alle Fälle, die Dame mit mehr Rücksicht zu behandeln.

„Mein Herr ist nicht zu Hause," begann er, — „doch erwarte ich Se. Hochwohlgeboren in jeder Minute. Wenn es gefällig ist, zu warten ...?" Er stellte ihr den bequemsten Stuhl, jenen, in welchem er selbst gesessen, zurecht.

Sie warf sich hinein. „Wie bin ich stolz, Ilja Petrowitsch's Platz einzunehmen!"

Es prickelte ihm auf der Zunge, aber er sah sie nur schief an und schwieg.

„Speist Paul Alexandrowitsch nicht um diese Zeit?"

„Sonst wohl."

Raïda stand auf. „Warum finde ich ihn denn nicht zu Hause!? ich vergehe vor Ungeduld!" — Sie trat vor den Spiegel und warf unter lebhaften Bewegungen das Köpfchen bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

„Ein Eidechsenschwänzchen ist nichts dagegen," dachte Ilja.

Raïda setzte sich wieder. „Es ist unerträglich heiß hier!"

„Befehlen Sie ein Glas Soda?"

„Ja, bringe mir eins, hochwohlgeborener Ilja Petrowitsch." Sie ergriff ein ausliegendes Album und blätterte darin.

Ilja konnte nicht länger an sich halten: es war klar, daß sie ihn verhöhnte. „Mein junges Fräulein," hub er an, — „ich bin ein Mensch und rechtgläubiger Christ und ertrage viel. Wenn Sie aber glauben, daß Paul Alexandrowitsch solche Art und Weise an Frauenzimmern liebt, so weiß ich es anders. Ich habe Ahnungen!"

Sie hüpfte auf und zu Ilja. „Sei nur nicht böse, Alterchen!“ rief sie, mit allerliebster Schelmerei seine braune Wange streichelnd. — „ich meine es nicht so.“

„Ich auch nicht,“ sagte Ilja verlegen und ging eilfertig hinaus, um sofort mit Syphon und Glas auf silbernem Brett zurückzukehren.

Raïda, die auf's Neue Platz genommen hatte, sprang auf, füllte zur Hälfte das Glas, leerte es und setzte sich wieder.

„Befehlen Sie sonst noch was?“

„Ich könnte ihm einige Zeilen zurücklassen,“ sprach sie zu sich und stand auf. „Ich sterbe vor Ungeduld! — Gieb mir Papier, Tinte und Feder. — Nein, bleibe — das ist langweilig! Du kannst es Deinem Herrn bestellen. Sage ihm, wenn er zurückkehrt, Raïda Romanowna sei hier gewesen. Er möchte doch gleich zu uns nach Dubbeln kommen. Verstehst Du?“

„Wenn deutsch verstehen auch so leicht wäre, so könnte ich mich in zwei Sprachen gut verständigen. — Aber da kommen sie Alle.“

Ilja wies auf die offene Thür in den Garten. Raïda erblickte die wie in Moskau so auch hier gefeierte Sophie am Arme Pauls, und so viel Neid ihr kleines Herz fassen konnte — es drängte sich Alles dahin. Sie wurde unruhig, sah sich überall im Zimmer um, als suche sie nach einem Versteck, und vermochte doch nicht, sich von der Stelle zu bewegen.

Tante Marfa trat zuerst ein.

„Ah, mein Fräulein! — Sehr angenehm.“

„Raïda Romanowna!“ rief überrascht Potassow.

Sophie grüßte ernst und stumm.

Ohne sich weiter um die Andern zu kümmern, eilte die kleine Rasbogatow hocherröthend Paul entgegen. „Ich habe eine Ewigkeit auf Sie gewartet! — Hier.“ Damit überreichte sie dem verlegen Gewordenen eine Anzahl Papiere.

„Was soll ich damit?“ fragte Potassow, zwischen Zeitungsblättern ein Prämienbillet erblickend.

Raïda wandte sich zu Tante Marfa. „Sie schrieben neulich an Mama und wünschten die Umwechselung eines Prämienbillets. Dieses Billet hat 75,000 Rubel gewonnen.“

„Ach Du mein Gott!“ kreischte die Tante.

Paul hatte inzwischen das Billet unter großer Verwirrung betrachtet. Das Papier zitterte in seinen Händen.

Mit Befremden beobachtete ihn Sophie.

„Was habe ich gethan! was habe ich gethan!“ rief dazwischen Tante Marfa.

Potassow, der Sophiens Blicke auf sich ruhen fühlte, zwang sein Gesicht in eine gleichgiltige Maske und fragte ruhig, ohne seine Braut anzusehen: „Du hast Dein Prämienbillet verkauft, Sophie?“

„Ach!“ rief die Tante, — „ich hab's ja gethan! Ich brauchte in der vorigen Woche Geld und vergaß ganz, daß

die Ziehung so nahe bevorstand. Warum mußte ich das Billet verkaufen! warum habe ich es nicht versetzt!?"

„Beruhigen Sie sich doch, Marfa Iwanowna," tröstete glücklich lächelnd Raïda, — „ich bringe ja das Billet zurück."

„Wie! Ihre Mama verzichtet auf die große Summe?"

„Die gehört nicht Mama, die gehört mir: ich habe das Billet, da es von Ihnen kam, mit meinem Taschengelde bezahlt."

„Sie gutes Kind!"

Tante Marfa umarmte und küßte die fröhliche Kleine.

Sophie war während des ganzen Auftritts stumm geblieben. Aber nach und nach hatte sich die unbetheiligte Beobachterin in eine leidenschaftliche Theilnehmerin verwandelt. Ein niederschmetternder Verdacht war in ihr aufgestiegen. Lange qualvolle Tage hatte Paul sie vernachlässigt. Gestern nachdem die Zeitungen die Resultate der Ziehung durch Telegramme veröffentlicht hatten, — gestern war er ihr entgegengekommen, hatte er um ihre Hand geworben. Eine dunkle Röthe überfärbte ihr Gesicht und machte dann einer fahlen Blässe Platz. Sie hielt sich krampfhaft an einer Stuhllehne.

„Doch können und dürfen wir Ihnen," fuhr Tante Marfa fort, „unmöglich zumuthen, der ganzen Summe zu entsagen. Theilen Sie mit Sophie."

„Marfa Iwanowna!" rang es sich aus der Brust der Gefolterten.

„Mich geht das Geld gar nichts an; das Billet gehört nicht mir“, sagte eingeschüchtert Raïda. „Mag Herr Potassow damit thun was er will.“

Paul ermannte sich. Er drückte dem jungen Mädchen die Papiere wieder in die Hand und sagte: „Erlauben Sie, Raïda Romanowna, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle: Sophie Nikolajewna.“

Sophie hatte die Stuhllehne freigegeben und trat nun hochaufgerichtet und wildfunkelnden Auges einen Schritt vor. „Einen Augenblick Geduld!“ rief sie, den Arm weit gegen Potassow vorstreckend.

Es entstand eine allgemeine Verwirrung. Die kleine Rasbogatow hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt; Tante Marfa wußte nicht, sollte sie beschwörend der dämonischen Sophie entgegentreten, oder die Fremde begütigend hinausbegleiten, um sie nicht Zeuge sein zu lassen einer Scene, die unheilverkündend, so viel ahnte sie, sich entwickelte. Die Kleine kam ihr zuvor, indem sie schluchzend hinausstürzte. Paul stand mit dem Rücken an ein Fensterbrett gelehnt, mit gekreuzten Armen, bleich und schien auf Alles gefaßt.

Sophie trat ihm näher. Ihre starren Züge lösten sich nach und nach bis zur Rührung auf und sie begann, die gefalteten Hände erhebend, mit zitternder Stimme:

„Erbarme Dich meines gequälten Herzens, Paul! Sprich: das Prämienbillet hatte nichts gemein mit unserer

Verlobung — sage nein, und ich will Dir auf den Knieen die Kränkung abbitten, die ich Dir zugefügt!"

„Sei doch nur ruhig, Sophie!" flehte Paul.

„Ich will eine unumwundene Antwort, die Antwort eines Ehrenmannes!"

Das Haupt sank ihm auf die Brust und das Wort, mit dem er vor einer Stunde gescherzt, jetzt sprach er es verzweifelt ernst, tonlos und vernichtet: „Ich bin Deiner unwürdig."

„Ach Gott!"

Sie preßte erblassend die Hände an's Herz.

Tante Marfa trat zwischen Beide. „Das ist zu grausam, das ist zu hart!" rief sie gegen Sophie. „Der dummen 75,000 Rubel wegen eine solche Scene! — Es ist unverantwortlich von Dir, liebe Sophie!"

„Wir haben uns nie verstanden, Marfa Iwanowna", begann Sophie langsam, fröstelnd, apathisch, — „und verstehen uns auch jetzt nicht. Die weibliche Würde ist mit Füßen getreten, und Sie finden den Widerstand dagegen zu grausam, zu hart; ein Frauenherz hat auf der Wage gemeiner Habsucht gelegen und Sie stehen für den ehrlichen Handel und schützen den Kaufmann. Doch es ist unnütz, davon zu sprechen. Mein Dasein unter Ihnen ist mit heute abgeschlossen, und mich drängt es nur noch, Ihnen, Marfa Iwanowna, zu sagen, was mein verstocktes Herz bisher verbarg. — Sie werden mich wohl oft für unberechtigt stolz und undankbar gehalten haben? War ich

doch ein von der Straße aufgenommenes, verwahrlostes Kind unbekannter Leute! Ich kann nichts für mein Herz; ich habe es nicht stolz gemacht, habe es nicht gezwungen, zu schweigen, das Gefühl der Dankbarkeit, das in ihm stets wach war, zu verbergen. Es konnte einmal nicht anders. Aber in dieser Stunde des Scheidens bricht es selbst sein Schweigen — und ich danke — danke. — Was die liebe Großmutter an mir zu thun begonnen — Sie setzten es fort — ich will nicht rühren und schmeicheln — wenn auch nicht mit gleicher himmlischer Liebe, so doch mit Geduld und Nachsicht. Sie haben mich großgezogen, mich gebildet, mir nichts versagt, Alles geboten, und hatten dafür keine andere Entschädigung, als die Aufmerksamkeit, die mir die Menschen schenkten. Nie hätte ich Ihnen all die Opfer ganz vergelten können, die Sie mir gebracht, und muß, da ich scheide, für immer darauf verzichten. Gott lohne Ihnen — leben Sie wohl!"

Tante Marfa perlten die Thränen unaufgehalten und ungetrocknet über die Wangen. Nur Paul stand nach wie vor unbeweglich am Fenster; der Kopf war ihm noch tiefer auf die Brust gesunken.

Sophie wandte sich gegen ihn. Ein langer, zitternder Seufzer entstahl sich ihrer Brust uud leise hauchte sie die Worte aus:

„Sie habe ich geliebt, Paul Alexandrowitsch — das sei Ihr Lohn."

Darauf kehrte sie sich still um und verließ langsamen aber festen Schrittes den Salon, die Thür ihres Zimmers hinter sich verschließend.

Paul blieb wie und wo er war. Die Tante ging hinaus.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Vollmond schwebte im tiefblauen Aether über dem glatten Spiegel der Aa, Alles war still ringsum, es war Mitternacht, als aus tiefem Waldesschatten zwei weibliche Gestalten in das volle Licht des Mondes traten. Sie befanden sich dicht am Ufer der Aa; eine Bank war in der Nähe.

Die kleine verschrumpfte Gestalt ist Ilja's Schwester. Der Alten zur Seite, an ihrer Schulter gleichsam hängend, wankt eine geisterhafte Erscheinung. Sie ragt mit mehr als Kopfeslänge über die Begleiterin hinaus, ist völlig schwarz gekleidet und aus dem überhängenden Spitzentuch, das ihren schwergeneigten Kopf umhüllt, blickt ein mattes schwaches Auge, blickt ein gramgebleichtes, abgezehrtes Gesicht.

„Hier ist eine Bank, theure Herrin“, sagte die Alte.

„Ach ja — ich bin erschöpft!“

Die Begleiterin ließ die leichte Last aus ihren Armen sanft auf die Bank gleiten.

„Gute Wera!“ die Leidende legte müde ihre Hände und den Kopf auf die Schulter der neben ihr Sitzenden und fuhr hingehaucht flüsternd fort: „Bald, bald wirst Du erlöst werden. Achtzehn Jahre leidest Du mit mir. Das ist kurz. Aber achtzehn stumme, verschwiegene Jahre — wer leidet es uns nach?! Es geht zu Ende.“

„Sprich nicht so, liebe Herrin. Suche Trost in Gottes Willen.“

„Sein Wille ist hart. Ich finde sie nicht. Ist nun endlich meine Schuld gesühnt? O furchtbarer Gott!“

„Theure Herrin, Gott ist gut.“

„Ob ich sie bei ihm finde? Auf Erden suchte ich sie vergeblich. Lieber sterben als verderben wie ich. Ist sie verdorben? O nein, nein! Wohl hatte sie meine Augen, aber seine Stirn; unnahbar, unantastbar . . .“

Sie hielt die Augen geschlossen und flüsterte wie im Traum. Die Alte seufzte tief auf.

„Was sagst Du, gute Wera?“

„Nichts.“

„Du hast es schwer.“

„Ich seufze darüber nicht; Dein Leid erdrückt mir die Seele: ich möchte helfen und kann nicht.“

„Du hast Dein Leben für mich geopfert — umsonst. Wir finden sie nicht.“

„Theure Herrin, kannst Du mich eine kleine Minute lang ruhig anhören?“

„Sprich, sprich leise — ich höre Alles.“

„Ich fürchte, daß ich Dich wieder mit leerer Hoffnung erfülle und quäle. Wir haben uns ja schon so oft getäuscht!“

Die bleiche abgezehrte Dame erhob den Kopf, schlug die Augen weit auf und sah die Sprecherin mit einem schwachen Aufleuchten des Blickes an. Die ganze Gestalt erbebte fieberhaft.

„Ruhe, liebe Herrin, Ruhe! Was wird es mehr sein als eine Aehnlichkeit! Meines Bruders Herr ging heute bei uns vorüber und führte ein junges Fräulein am Arm. Wie ich sie sah, so wankten meine Kniee und mein Kopf verwirrte sich. Ich glaubte vor 18 Jahren zu leben. So, ganz so warst Du damals, theure Herrin: so groß, so schmal und schlank und voll und blühend, so dichtes reiches schwarzes Haar, solche dunkle tiefe Augen, so schön, ganz so schön! — O, wenn sie es wäre!“

Die Leidende hatte sich erhoben. Das Vernommene schien ihre ausgezehrte Gestalt mit neuem Leben erfüllt zu haben!

„Komm, komm! vielleicht sprichst Du Deinen Bruder — es ist noch nicht zu spät.“

Sie wollte allein gehen, wankte aber und mußte ihre treue Stütze erfassen.

Die Villa Potassow lag bis auf ein erleuchtetes Thurmfenster finster in der mondhellen Nacht. Tante Marfa hatte kein Licht gewünscht. Vergebens hatte sie, im Salon auf- und niedergehend, ihren Neffen aus seiner dumpfen

Erstarrung durch mancherlei Zuspruch und Trost zu wecken versucht. Erst als ein ihr fremder Herr erschien und sich nach Potassow erkundigte, fuhr dieser auf und begab sich mit dem Fremden hinauf in seine Wohnung. Nach einer Viertelstunde entfernte sich der Gast. Tante Marfa unterbrach ihre Zimmerpromenade erst, nachdem es dunkel geworden war, und zog sich in ihr Schlafgemach zurück, nachdem sie wiederholt aber ohne jeden Erfolg an Sophiens Thür geklopft und um Einlaß gebeten hatte. Sophie saß im Finstern am offenen Fenster und starrte düster in die milde warme Nacht hinaus. Nur Paul war thätig. Nachdem der Fremde sich entfernt hatte, ordnete er wohl eine Stunde lang in seinen Papieren und schrieb jetzt einen Brief an seine Tante. Er hatte Ilja ruhig und ernst, gar nicht mehr neckisch, wie sonst, gebeten, ihn morgen früh, falls er nicht schon selbst wach sein sollte, um 4 Uhr zu wecken, und den Alten dann zu Bett geschickt; aber wie vermochte dieser unter den eingetretenen Umständen zu schlafen! War er doch heute unbemerkter Zeuge des Vorgangs im Salon gewesen, wußte er doch, daß Sophie Nikolajewna seinen Herrn nicht nur zurückgewiesen, sondern daß sie Wort halten und allein, verlassen, als vater- und mutterlose Waise in die Welt hinausgehen werde auf Tod und Leben. Bekümmert saß er auf einer Bank unten im Garten, kaum einen Schritt entfernt vom offenen, nur durch das Laub eines Gebüsches gedeckten Fenster, an welchem wir Sophie gesehen. Er kämpfte mit sich, ob er

bei seinem Herrn bleiben, oder die Einsame, Mittellose, Stolze begleiten solle als treuer Wächter, als Zahlmeister, so lange es reiche. Da legte ihm Jemand die Hand auf die Schulter. Er blickte auf.

„Du, Schwester?"

„Du wachst noch, Bruder?"

„Kummer, Schwester, Kummer!"

„Was ist es?"

„Nichts. Aber Du? warum irrst Du in der Nacht umher?"

„Wenn der Mond scheint und es warm draußen ist und Niemand uns sieht, führe ich die Herrin ins Freie. Sie kann das Sonnenlicht nicht vertragen."

„Setze Dich ein Weilchen. — Schläft sie?"

„Noch nicht," sagte die Alte, neben ihm Platz nehmend. „Der Schlaf kommt seltener und seltener. Gegen Morgen schließt er ihr auf ein Stündchen die Augen."

„Warum nehmt ihr keinen Arzt?"

„Ihr kann nur Gott helfen. Wir haben viele Aerzte gehabt, haben in warmen Ländern gelebt — aber es läßt ihr ja nirgends Ruhe. Bruder — sie sucht ihr Kind."

„Ihr Kind!? Du sagtest aber doch . . ."

„Nun ist es heraus! Aber denke gut von ihr — sie ist eine heilige Büßerin."

„Ich soll gut von ihr denken und doch thust Du so verboten."

„Sage mir eins, wer ist das Fräulein, mit dem Dein Herr heute im Arme aus eurem Garten kam?“

„Nun? doch nicht Deiner Herrin Kind?!“

„Gott ist barmherzig.“

„Warum nicht gar! Unser Fräulein nimmt sich gerade wie ein Kind aus! Ich wollte nichts sagen, wenn sie ihre jüngere Schwester wäre.“

„Die gute Herrin war damals siebzehn Jahre alt.“

„Wie alt ist sie denn jetzt?“

„Bald 35.“

„Rechnen wir 'mal nach: Als Paul Alexandrowitsch sie fand, war sie acht Jahre alt. Ja, ja, zehn Jahre mögen darüber hingegangen sein.“

„Bruder, liebster Bruder, Du sagst er fand sie? Wo? wie?“

„Ach, das geht Dich gar nicht an!“

„Mich nicht an! Wir suchen sie ja seit bald 10 Jahren! O, erzähle!“

„Erzähle Du zuerst. Vertrauen gegen Vertrauen.“

Die Alte ließ den Kopf hängen und sann. Sollte sie das so lang bewahrte Geheimniß ausplaudern? Aber hatte die Herrin sie nicht selbst dazu aufgefordert, war das Wichtigste nicht bereits entdeckt, und galt es nicht das Leben der theuren Herrin? konnte die hohe Freude an dem wiedergefundenen Kinde der Mutter erstorbene Brust nicht mit neuem Odem füllen?

„Ich will Dir Alles sagen, mein Bruder. Du aber versprich mir vor Gottes ernstem Angesicht und vor seinen Sternen da oben, zu schweigen, wie ich bis jetzt geschwiegen habe, wenn das Fräulein meiner Herrin Tochter nicht sein sollte. Versprich es mir!“

„Ich verspreche es Dir als rechtgläubiger Christ.“

„Dann höre.“

Und sie begann:

„Es sind jetzt 36 Jahre her, als ich, wie Du weißt, unserer Herrschaft eben verheirathete Tochter nach der Stadt des Zaren begleiten mußte. Erinnerst Du Dich noch des schönen tscherkessischen Officiers, der unser Fräulein mitnahm? — Nun, sie lebten glücklich miteinander und ich hatte gute Tage. Er war manchmal wohl wild und jähzornig, die junge Frau dafür mild und liebreich. Das glich sich aus.

Gott schenkte ihnen ein Töchterchen. Du hättest es sehen sollen, Bruder! Was Vater und Mutter zusammen besaßen: Schönheit des Leibes; was die Mutter allein zierte: Liebreiz und Herzensgüte — das Alles fandest Du vereint in der kleinen Sophie.

Warum fährst Du so auf, Bruder?

Nun, es blieb das einzige Kind. O, wäre es gar nicht auf die Welt gekommen! — Es ist meine arme unglückliche Herrin! — Sie wuchs Dir so schön, so vielversprechend auf, und die Eltern hatten ihre Freude an dem Mädchen, und thaten Alles, um es mit ebenso auffallender Klugheit

auszusteuern, wie es schon mit Schönheit und Liebreiz ausgestattet war. Mit vierzehn Jahren kam sie nach Smoljna. Das ist in Petersburg eine berühmte Klosterschule für vernehme Fräulein. Zwei Jahre sahen wir sie nur Sonntags und an hohen Feiertagen. Sie wurde am Vorabend abgeholt und blieb bis zum nächsten Abend. Manchmal begleitete ich sie her und wieder hin, manchmal die Mutter. Das mußte nach den Regeln des Instituts so sein. — Kaum sechzehn Jahre alt wußte sie Alles und verließ Smoljna.

Der Vater war unterdessen ein hoher General geworden. Der selige Kaiser hat ihn zweimal geküßt. Die Mutter und Sophie, meine unglückliche Herrin, wurden zu allen Hoffesten geladen. Das junge Fräulein riß Männer und Frauen hin durch ihr himmlisches Wesen. Sie war ein Engel! Der selige Kaiser hat ihr eigenhändig einen kostbaren Ring an den Finger gesteckt. Meine arme unglückliche Herrin trägt ihn nicht mehr, aber manchmal des Nachts schließt sie das goldumfaßte Perlmutterkästchen auf und nimmt den Ring, der mit einigen beschriebenen Papieren dort verwahrt ist, läßt den Mondschein mit dem prachtvollen Stein spielen, und denkt und weint. Das Kästchen soll ich ihr in den Sarg legen.

Jetzt beginnen die Tage des Jammers, mein Bruder. O meine einzige Herrin! Eines Morgens kehrte sie mit den Eltern von einem Fest zurück, das ein Minister ausgerichtet hatte. Sie war nicht zu erkennen: bleich, unruhig, sah Niemand an, ließ nicht zu, daß ich sie auskleide, mit

einem Wort: sie war verwandelt und blieb es. Die besorgten Eltern (da das Fräulein am andern Tage ihre Zimmer nicht verließ) riefen Aerzte herbei, aber alle versilberten Pillen halfen nichts. Gegen mich, die ich sie gewickelt und gewiegt, in Schlaf gesungen und gehegt hatte wie meinen Augapfel — gegen mich wurde sie wohl wieder gut und zutraulich, ja, viel liebreicher und zutraulicher als sonst, aber dabei weinte das arme Kind, indem sie mich fest, fest umschlungen hielt und war nicht zu trösten, nicht zu erforschen. Gegen Vater und Mutter blieb sie das gehorsame, sanfte, stille und fromme Kind. Ach, wie wurde sie fromm! Sie versäumte keinen Gottesdienst, und wenn sie die Mutter nicht begleiten konnte, fuhr sie allein oder mit mir zur Kirche. Der Vater fluchte so gottlos gegen den Beichtvater der Kaiserin, weil er glaubte, dieser, der bei jeder Gelegenheit mit unserem Fräulein verkehrte, habe aus seinem lebensfrischen Kinde eine welke demüthige Betschwester gemacht.

Monate vergingen. Gott verzeihe mir die Sünde, aber ich selbst hatte damals den hochwürdigen Priester im Verdacht, daß er meine Herrin verwandelt habe — ihn und dann auch eine Nonne, eine Freundin von Smoljna her, die vor Kurzem den Schleier genommen hatte, und zu der wir häufig fuhren. Eines Tages trat unser Fräulein vor die Eltern mit dem Wunsch, zur Bogomolje nach Sergiejew zu reisen. Du kennst ja das Wallfahrtskloster bei Moskau. Solche Wallfahrten, oft von der Kirche zur

Buße auferlegt, oft aus bloßer Frömmigkeit freiwillig unternommen, waren damals und sind auch noch jetzt bei vornehmen Frauen und Fräulein gebräuchlich. Der Wunsch des Kindes wurde noch durch den einflußreichen Beichtvater der Kaiserin unterstützt. Die Mutter war willig, der Vater gab nach. Ich sollte sie begleiten.

Mein Bruder — es war alles Täuschung. Ich hatte es ja längst bemerkt, wiewohl meine arme Herrin vor ihren Eltern und vor der Gesellschaft so erschien, daß gar nichts auffiel.

Verstehst Du mich, Bruder?

Nun, wir reisten ab. Anstatt aber in der Herberge des Klosters das übliche Unterkommen zu suchen, fuhren wir nach Moskau und vom Bahnhof ohne Aufenthalt in eine entlegene Straße der Vorstadt. Vor einem ärmlichen Häuschen hielt der Miethkutscher. Die Herrin hatte ihm Straße und Haus genau beschrieben. Gott weiß, wie es zuging, aber als wir eintraten, war Alles zu unserem Empfange bereit. Ich vermuthe, die Institut-Freundin hatte dabei mit geholfen, wahrscheinlich geschrieben. Unsere Wirthin war eine Frau, die sich mit solchen Sachen abgab. Ich mußte mein Lager in derselben Kammer aufschlagen, denn die Frau war verheirathet und bewohnte mit ihrem Mann das andere Zimmer. — Gleich am ersten Abend entdeckte mir die Herrin ihren Zustand. Ach, ich kannte hn schon! Wir weinten die ganze Nacht hindurch, weinten

die folgenden Tage und Nächte, aber was half es — die Stunde kam . . .

Es stöhnte hier Jemand, mein Bruder!

Hast Du nichts gehört? Nun, sie gebar ein Töchterchen: groß, stark, dunkeläugig. Auffallend war die Stirn. Auf ihr lag, von dem Augenblick an, wo das Kind den ersten Schrei that, so etwas Hartes, Herrschaftliches — ich weiß es nicht zu sagen.

Fast vier Wochen waren seit unserer Abreise von Petersburg vergangen. Drei Wochen war das Höchste, was der Vater zur Bogomolje bewilligt hatte. So schwach meine arme unglückliche Herrin war — sie mußte sich erheben. Da traf in Moskau und auch in unserer kleinen Kammer die Nachricht ein, der Kaiser sei gestorben. Du weißt nicht, Bruder, wie Kaiser Nikolaus von den vornehmen Damen geliebt wurde. Ich weiß es. Die Fräulein bildeten Dir ordentlich Gesellschaften und ließen es sich viel kosten, um zu erfahren, was der Kaiser im Privatleben that und sprach, wie seine Nägel an den Füßen, seine Glieder beschaffen seien und so weiter. Ich hörte, daß ein zuverlässiger Kundschafter 500 Rubel Belohnung erhielt für die Mittheilung, daß der Kaiser in der vergangenen Nacht im Schlafe „mein Herz!“ ausgerufen habe, und ein anderer 200 Rubel für ein entdecktes Schönheitsfleckchen an einem versteckten Theil des Körpers. So ward er geliebt! Kurz, die Nachricht von dem Tode des Kaisers hätte meine Herrin fast wieder auf's Bett geworfen. Sie

weinte unaufhörlich, bestellte sich Trauerkleider — und hat solche seitdem nie wieder abgelegt.

Wir mußten fort. Wie leicht konnte der unruhige Vater nach Sergiejew reisen, um seine Tochter abzuholen, und sie nicht finden! Schreckliche Besorgniß! sie sollte wahr werden. — Schwer, schwer war die Trennung der jungen Mutter von ihrem Kinde. Nur die Hoffnung, es recht bald wiederzusehen, es vielleicht mit sich zu nehmen, in ihrer Nähe zu erziehen — hielt sie allein noch aufrecht. Die Kleine zu taufen, mußte unserer Wirthin überlassen bleiben. Die Namen wählte meine liebe Herrin. Ihre Tochter sollte Sophie Nikolajewna heißen . . .

Warum fährst Du so auf, mein Bruder?

Nun, es war der Mutter Name und wahrscheinlich der Name des Vaters, der mir bis zu dieser Stunde unbekannt geblieben ist.

Viel Geld schien es, was meine Herrin für Aufnahme und Pflege und vorläufig für die Pflege der Kleinen der Frau einhändigte — wie viel, weiß ich nicht. Aber die Frau gefiel mir nicht. Was wird sie mit dem Töchterchen meiner unglücklichen Herrin angefangen haben, da die Mutter nicht wiederkehrte und keiner sonst! Es ist schrecklich, schrecklich, Bruder, was ich noch zu erzählen habe!

Wir reisten ab, wir langten zu Hause an.

Achtzehn Jahre sind darüber hingegangen und es könnten noch achtzehn vergehen — keine Zeit wird aus

meinem Gedächtniß auch nur das Geringste von den Gräueln verwischen, die zu Hause sich vorbereiteten, und die wir viele Jahre hindurch erdulden mußten. — Die Mutter saß mit verhülltem Gesicht am Fenster, der Vater stürmte durch's Zimmer und blieb, als wir eintraten, vor meiner kranken, blassen Herrin stehen. — „Betrügerin!" — das war sein Gruß, sein erstes Wort. Die arme Herrin wankte und sank halb ohnmächtig in die Kniee. Sie glaubte sich entdeckt. Der Wüthende legte die Hand an den langen breiten Dolch, der zu seiner tscherkessischen Uniform gehörte. — „Tödte mich, tödte mich, Vater", wimmerte die Unglückliche, — „aber erbarme Dich meines Kindes!" — Er ließ den Dolch los und griff mit beiden Händen in seine Haare. Die Augen drangen ihm aus den Höhlen und unterliefen mit Blut. Was er sich auch gedacht hatte bei der geheimnißvollen Reise der Tochter — das hatte er nicht vermuthet, und die arme ohnmächtig vom Stuhl sinkende Mutter auch nicht. Der Schlag traf zu schimpflich, befleckte zu sehr die Ehre des Hauses. — „Also eine Dirne" entrang es sich ihm wie ersticktes Gurgeln. — Die Aermste hatte sich verrathen. Nun sprach sie kein Wort mehr. Sie kniete zusammengesunken auf der Diele und erwartete den Dolchstoß. Der Vater war unheimlich ruhig geworden. Lang blieben seine fürchterlichen Blicke auf die Vernichtete gerichtet. Plötzlich aber riß er den Dolch aus der Scheide und stieß einen wilden Schrei aus. Die zu sich gekommene Mutter warf sich ihm entgegen, umklammerte seine

Kniee. — „Sie darf nicht leben und das Kind darf nicht leben! mit meinen eigenen Händen zerschmettere ich es an der nächsten Mauer!“ — Das waren seine furchtbaren Worte. Aber die Mutter deckte mit ihrem Körper ihr unglückliches Kind und wich nicht von der Stelle und jammerte und flehte um Gnade. Die öffentliche Schmach, die öffentliche Strafe des Mörders und was sie ihm Drohendes noch vorstellte, wirkten mit Gottes Hilfe. Schwer kämpfte es in seiner Brust; endlich entsank ihm der Dolch. — „Wer ist Dein Verführer?“ fragte er zähneknirschend. Sie schwieg. — „Antworte!“ rief er wild. Sie schwieg, und was er auch rief und drohte und mit dem Fuße stampfte — sie schwieg immer. Außer sich gebracht, stieß der Arge so wüthend mit dem Fuße nach ihr, daß die Unglückliche mit einem herzzerreißenden Schrei wie sterbend niederfiel und Blut aus ihrem Munde strömte. Ich warf mich hilferufend an die Seite der Mißhandelten. — „Dich, gemeine Kupplerin, lasse ich zu Tode peitschen!“ — Das galt mir. Mir war es gleich. Gern wäre ich damals gestorben. Unendliches Leiden stand uns noch bevor.

Es schien, als beabsichtigte der harte stolze Mann, die Schmach, die seinen Namen getroffen, mit uns zu begraben. Denn nicht viel besser als ein weites Grabgewölbe war das dunkle, nach dem Hofe gelegene Zimmer, in das er uns einschloß. O, mein Bruder! neun lange, lange Jahre haben wir, meine liebe Herrin und ich, in diesem finsteren Kerker zugebracht. An mir Armen aber führte er seine

Drohung zuvor halb aus. Zu Tode konnten seine Kosaken mich nicht peitschen. Was ich gestehen sollte, wußte ich nicht, und was ich wußte, durfte ich nicht gestehen, aus Furcht, das unschuldige Kindlein dadurch seiner Blutgier auszuliefern.

Arme, arme Herrin! wie quälte er Dich in der ersten Zeit! Täglich kam er und fragte, ob sie ihren Verführer nennen werde, und schwor heilige Eide, ihr Schweigen zu brechen, oder sie zeitlebens eingeschlossen zu halten. Er kam dann immer seltener: wöchentlich, monatlich, zuletzt jährlich einmal. Ein roher, unmenschlicher Sclave, ein Tschetschenze, hatte sein Lager in dem viel freundlicheren Vorzimmer zu unserem Gefängniß aufgeschlagen und strengen Befehl erhalten, uns Frauen nicht aus den Augen zu lassen und jeden Verkehr mit Menschen uns abzuschneiden. Viele Monate trug ich ein Briefchen mit mir herum, das die Herrin mit einer Haarnadel in Papier gekratzt hatte, und das an den Beichtvater der Kaiserin gerichtet war. Er sollte das Kind retten. Zuletzt waren nur Fetzen vom Brief nachgeblieben. Es war unmöglich, ihn einer treuen, unverdächtigen Seele einzuhändigen. Nur unter des bösen Wächters Begleitung durfte ich unser Gefängniß verlassen, um das Nothwendigste für die unglückliche Herrin zu besorgen — sie selbst saß und saß und sann und sann. Thränen hatte sie bald keine mehr. Zitternde Seufzer waren ihre Rede. Die Angst um ihr Kind bildete sich nach und nach zu giftigem Gram aus, der das herrlichste,

blühendste Geschöpf Gottes in Jahr und Tag auszehrte bis zur Unkenntlichkeit. Ein einziges Mal in den neun schrecklichen Jahren verließ sie ihr Gefängniß, um sich von mir durch die spärlich beleuchteten Zimmer — es war mitten in der Nacht — an das Sterbebett der Mutter führen zu lassen. Das hatte der Unmensch der in Todesangst Röchelnden denn doch nicht versagen können .... Bruder, sieh, meine alten ausgetrockneten Augen weinen wieder Thränen, da ich an jene Augenblicke denke ...

Auch Du weinst, mein Bruder?

Weine, weine — ich muß mich sammeln ...

Der Tod der Mutter fiel in's sechste Jahr unserer Gefangenschaft. Den bösen Vater hatte die letzte Bitte der sterbenden Mutter nicht zu rühren, nicht zu erweichen vermocht. Es war bei ihm beschlossen, die Schmach mit uns zu begraben, oder sie nicht zu überleben. Das Letzte traf ein. Der allmächtige Gott rief ihn, nachdem er noch weitere vier Jahre Geduld gehabt mit dem Sünder, endlich zu sich, damit er Rechenschaft ablege über das Vateramt, das er auf Erden so grausam, unerbittlich, unmenschlich verwaltet hatte. Er gehe nicht zu streng mit seiner Seele in's Gericht!

Wir waren frei.

Unvorbereitet hatte der Tod den Vater ereilt, keine Bestimmung war von ihm über sein großes Vermögen getroffen worden. Alles fiel der einzigen Tochter zu, von

der man sich erzählte, daß sie eine Frömmlerin geworden sei und zurückgezogen wie in einer Klosterzelle gelebt habe.

Wir waren frei, aber die harte Prüfung hatte noch immer ihr Ende nicht erreicht. Als ich Unglückliche die Märtyrerin zum erstenmal hinausführte in das so lang entbehrte Sonnenlicht, da verhüllte sie mit einem Schrei das Gesicht und sah seitdem schlechter und schlechter und ist jetzt fast blind. — Gott weiß es — ich wollte ihr wohlthun.

Der Vater wurde beerdigt. Tiefverschleiert folgte die kraftlose Herrin, auf meine Schulter gestützt, dem Sarge, und was die hohen Herrschaften, die der Leichenfeier beiwohnten, ihr auch Trost und Muth zusprachen — sie dankte still, lehnte jedes liebevolle Anerbieten ab und kehrte mit mir nach Hause zurück. Schnell ward nun Alles zur Reise vorbereitet. Wohl riethen die Doctoren, den leidenden hinfälligen Körper zu schonen, neue Kräfte zu sammeln — sie achtete nicht darauf. Und das war ja so natürlich! Galt es doch, ein Kind zu suchen, dem die Mutter neun Jahre vorenthalten worden war, es vielleicht noch zu retten vor Noth und Verderben. Wie muß ihr das Mutterherz in der kranken Brust gepocht haben, als wir Moskau, die Straße, endlich das kleine Haus erreichten! War mir doch selbst so, als müsse mein übervolles Herz jeden Augenblick zerspringen vor Hoffnung und Furcht. Wie werden wir das Kind wieder finden? — Ach, mein Bruder — fremde Leute traten uns entgegen. Unsere Gefangenschaft —

warum mußte sie neun Jahre dauern? warum reichten nicht acht dem barmherzigen Herrgott hin?

Vor einem Jahr hatte die Frau das Häuschen geräumt und mit ihrem Mann Moskau verlassen. Sie seien, hieß es, in die Heimath gefahren. Wo das Kind geblieben, wußten die Nachbarn nicht genau anzugeben. Während die Einen wissen wollten, es sei an Kunstreiter oder an noch schlimmere Leute verkauft worden, behaupteten Andere, das schwarze Mädchen sei mit den Pflegeeltern fortgereist, und zwar nach Germanien. Die Polizei wußte nicht einmal soviel. Nach ihren Büchern lebten die Eheleute, die wir suchten, noch in Moskau. Ach, Bruder! dieser Schlag warf meine theure Herrin nieder. Gegen drei Monate habe ich in Moskau Tag und Nacht an ihrem Krankenbett gesessen und für ein Leben gezittert, das neun Jahre schrecklicher Leiden bereits überstanden hatte. O, wenn ich daran denke, was für eine Mutter, was für eine Frau meine schöne, große, blühende Herrin ohne das Unglück und ohne jene unendlichen Leiden geworden wäre, so steigen mir die Thränen in die Augen, und ich weiß nicht, wo sie noch immer herkommen.

Kaum etwas zu Kräften gelangt, aber mit der Auszehrung in der Brust, trieb sie zur Rückreise, ordnete darauf in Petersburg alle ihre Angelegenheiten, und von da an ging es ruhelos in die Welt hinein. — Ob es noch mehr Städte in Germanien giebt, als wir bereist haben, weiß ich nicht, aber vier Jahre haben wir allein dort mit Kreuz-

und Querfahrten zugebracht. Umsonst! keine Behörde, kein Mensch wußte etwas von denen, die wir suchten, und die vielleicht gar nicht mehr lebten.

Wir kehrten in's Vaterland zurück. Meine arme Herrin war mehr todt als lebend. Wenn ihr das Leben noch was gelte, sagten die Doctoren, so müsse sie in den Süden. Ach, und sie hing ja am Leben mit der Angst einer Mutter, die ihr Kind sucht, und die die Hoffnung, es zu finden, nicht aufgeben möchte bis zum letzten Athemzug. — Sie griff den Ausspruch der Aerzte begierig auf. Konnte sie jetzt doch ihre Unruhe wieder stillen, von Neuem die Wanderung beginnen. — Wir lebten in Italien und Frankreich am warmen blauen Meere — aber nirgends litt es sie länger als zwei, drei Wochen. So durchreisten wir fast aller Herren Länder, rasteten in allen Städten, wo Kunstreiter sich zeigten, saßen an belebten Orten, wo unglückliche Mädchen ihr Wesen treiben — es blieb Alles umsonst. Nach zwei Jahren langten wir wieder in Petersburg an.

Die Herrin ergab sich nun Gott und ihrem Schicksal. Sie trat wohlthätigen und gottgefälligen Gesellschaften bei, gab mit vollen Händen den Armen, ließ und läßt viele verwaiste Mädchen gut erziehen und hat aus ihren Mitteln sogar eine Kirche erbaut.

In diesem Frühjahr zog es sie wieder mit aller Gewalt hinaus. Sie hatte viel gethan für die Bratstwo, die hier thätig ist, die lettischen Esten und die estnischen Letten

zu bekehren, und wollte nun selbst das Land kennen, über das man ihr so viel Schlechtes und Himmelschreiendes täglich aus den Zeitungen vorlas. Es ist ja auch deutsches Land — und hier hatten wir noch nicht gesucht.

Man rieth ihr, am Riga'schen Strande zu wohnen, wo das Haupt der hiesigen Bratstwo, der Pater Wassili, während des Sommers lebt. Er hat ihr heute wieder das heilige Abendmahl gereicht.

Ja, mein Bruder — das ist meine Geschichte."

Sechzehntes Kapitel.

Eingehüllt in die Finsterniß, die in ihrem Zimmer herrschte, hatte Sophie am offenen Fenster, an welches das die Geschwister bergende Bosket dicht herantrat, die gedrängte Erzählung fast Wort für Wort angehört, des Kelches ganzen Wermuthsinhalt geleert. Ein unterdrückter Schrei des Schmerzes war Alles, was dieses starke, heute so schwer geprüfte Herz zu äußern vermochte, als sich der stolzen Seele die vernichtende Erkenntniß ihres Werdens aufdrängte. Die alte Erzählerin hatte nur ein kurzes leises Gestöhn vernommen.

Gegen Ende der Erzählung war aber auch die kranke Dame lautlos, mühsam von der Veranda ihres Häuschens herab und an das niedrige Gitter gekommen, das ihr Gärtchen von der Potassowschen Villa trennte. Die treue Gefährtin blieb ihr zu lang aus. Mit Aufgebot ihrer letzten Kräfte klammerte sie sich an das Geländer, um dem Spruche Ilja's näher zu sein, ihn selbst zu vernehmen. Ihrem feinen Ohr war ein Theil der Enthüllungen nicht entgangen; jetzt mußte es sich entscheiden.

Ilja richtete endlich seinen tiefübergebeugten Rücken auf.

„Schwester," begann er, — „es ist Alles richtig."

„— Das Fräulein!?" Die Alte hatte sich hastig erhoben und die Schultern des Bruders erfaßt.

„Es ist Alles in Ordnung."

„Das Fräulein — o sprich es doch endlich aus!"

„Geduld, Schwester, ich bin ein Mensch, und manchmal helfen alle Ahnungen nichts: man kann sich irren. — Das Haus, in welchem die Tochter geboren wurde — lag es nicht in der Kolomnaja?"

„Ja, ja, so hieß die Straße!"

„Eure Wirthin — war sie nicht Hebamme?"

„Das war sie!"

„Und ihr Mann — war er nicht —"

„Musikant," ergänzte die Schwester.

„Auch das ist in Ordnung," sagte Ilja. — „Und jetzt besinne ich mich auch auf seinen Namen: hieß er nicht Stänge?"

„Es trifft ja Alles zu! sprich, sprich!"

„Die Tochter ist gefunden."

„Das Fräulein!?"

„Sophie Nikolajewna, unser Fräulein, ist die Tochter Deiner armen Herrin."

Ein erschütternder Laut, halb Lachen, halb Weinen, durchdrang die Stille der Nacht. Die Kranke am Geländer war auf den Rasen gesunken.

„Sie hat es gehört!" rief die alte Begleiterin. —

„Habe Mitleid mit der Unglücklichen und komm'!" Damit eilte sie, so schnell es gehen wollte, aus dem Garten.

Langsam folgte ihr Ilja.

Er trat auf den Fußspitzen in ein Gemach, das die Ampel aus mattgrünem Glase mild beleuchtete. Es war wie das Licht des Mondes. In einem Ruhstuhl lag die blasse Frau wie leblos. Das schwarze Spitzentuch war auf die Schultern gefallen, reiches weißdurchstreiftes Haar umfloß das abgezehrte Gesicht. Sie mußte den leisen Tritt Ilja's gehört haben: ihre Augenlider hoben sich langsam.

„Das ist mein Bruder, theure Herrin," flüsterte die an ihrer Seite knieende Alte.

Wenn der ergraute ehemalige Unterofficier in späteren außerdienstlichen Jahren Jemandem seine höchste Ehrerbietung bezeigen wollte, wozu er sich jedoch selten Gelegenheit nahm, so stand er kerzengerade, die Hände in soldatisch strammer Haltung nach unten, die Augen unbeweglich auf die Person gerichtet. So that er jetzt.

„Ich sehe ihn nicht," flüsterte kaum vernehmbar die Leidende, — „näher, näher."

Die Schwester machte ihm Zeichen; Ilja trat militärisch zwei Schritte vor.

„Gieb mir die Hand." Sie fuhr tastend über die äußere Fläche der dargereichten hin. — „Du bist gut, wie meine Wera — Du hast Mitleid mit mir."

Ilja wurde es unbequem. „Ihro Excellenz," sagte er, — „befehlen Sie mir, zu sterben."

„Lebe, guter Alter, lebe lang und glücklich! — Was weißt Du von meinem Kinde?“

„Sophie Nikolajewna ist von Sr. Hochwohlgeboren, Paul Alexandrowitsch Potassow, meinem Herrn, vor zehn Jahren gerettet worden.“

„Gerettet? sie war also in Gefahr.“

„Zu Befehl! Ihre Pflegeeltern erzogen sie unchristlich.“

Die Leidende schloß die Augen. — „War sie nun geborgen?“ begann sie nach gesammeltem Athem von Neuem.

„Zu Befehl! Die Generalin, die Großmutter meines Herrn, liebte Sophie Nikolajewna mehr wie Marfa Iwanowna, die leibliche Tochter.“

„Verdiente sie es auch?“

„Ihro Excellenz können ruhig sein.“

„Sie ist gut und gebildet? sie ist schön?“

„Zu Befehl! Die Generalin (Gott öffne ihr sein Himmelreich!) glättete immer ihre Wangen und Sophie Nikolajewna kam nicht von ihrer Seite: ein Beweis, daß sie gut war; und wenn es eine halbe Compagnie von Lehrern und Lehrerinnen thun kann, so muß sie wohl gebildet sein. Aber schön ist sie, Ihro Excellenz; Alle bewundern sie. Se. Majestät, der Herr und Kaiser, und Se. kaiserliche Hoheit, der Thronfolger, haben mit Sophie Nikolajewna mehr als einmal getanzt. Sie sollte auch Hofdame werden, und Marfa Iwanowna redete ihr viel zu; doch sie sagte nein und blieb dabei. Sie ist von starkem Charakter.“

Eine leise Röthe färbte die bleichen Wangen der Kranken; sie schwieg lange.

„Die Generalin ist todt?“ fragte sie endlich.

„Zu Befehl!“

„Und als sie starb, da erging es meinem Kinde nicht so gut?“

„Mit Verlaub. Meines Herrn Tante, Marfa Iwanowna, beliebte wohl, nicht so gut zu sein, wie ihre selige Mutter, aber Sophie Nikolajewna war damals schon wie eine Kaisertochter. Marfa Iwanowna hatte Furcht vor ihr.“

Um die geschlossenen Augen, um die blassen Lippen der Kranken spielte der erste Sonnenschein eines einziehenden Seelenfriedens.

„Und jetzt?“ fragte sie nach längerer Pause leise.

„Jetzt sind wir hier am baltischen Gestade zu Gast und kaufen Seminaristen und rechtgläubige Christen.“

Die Schwester warf ihm einen ernsten vorwurfsvollen Blick zu.

„Sophie Nikolajewna hat aber damit nichts zu thun,“ fuhr Ilja fort; — „sie ist die eigentliche Herrin im Hause, und Paul Alexandrowitsch, mein Herr, liebt sie sehr.“

„Und Du, guter Alter?“

„O, Ihro Excellenz, ich bin ja nur ein alter Narr.“

„Ist Paul Alexandrowitsch gut?“

„Was soll ich Ihnen sagen? — Wenn er nicht gut wäre, hätte er sich um das arme Kind gekümmert, das die Straßenjungen verfolgten? hätte er sie durch ihre Kinder-

jahre mit allerlei Scherz und Ernst und stiller Vorsorge geführt wie ein älterer Bruder? und als sie groß und schön wurde wie eine Prinzessin, hätte er, wenn er nicht ein so lieber guter Herr wäre, von ferne gestanden, um seine Person den vielen vornehmen Gunstbewerbern nicht vorzudrängen? Sophie Nikolajewna wurde dafür seine Braut. Ach, und jetzt wird sie ihm ja wieder gut werden. Er ist manchmal leichtsinnig. Ihro Excellenz sprechen wohl ein gutes Wort für meinen Herrn bei Sophie Nikolajewna!" Mit diesen bewegten Worten gab Ilja seine bisherige respectvolle Haltung auf und sank an der andern Seite des Ruhstuhles auf die Kniee.

Mehr und mehr verklärte sich das leidende bleiche Gesicht der Mutter, die endlich ihr Kind gefunden hatte. Sie erhob still den Blick zum sternhellen Himmel, der durch das Fenster hereinleuchtete, erhob dann beide Arme und ließ sie langsam auf das Haupt des Alten niedersinken.

„Dich segnet eine Sterbende," hauchte sie kaum hörbar, und nach einer Weile: „Bringt mir mein Kind."

Ilja küßte die segnenden Hände, bekreuzte sich feierlich, stand auf und ging lautlos hinaus. . . .

Sophie fuhr zusammen, als um die späte Mitternachtsstunde mit leisem Finger an ihre Thür geklopft wurde. Sie saß noch immer am offenen Fenster, und der Mond, der höher gestiegen war, beleuchtete ihr verstörtes Gesicht. Die Liebe zertreten, der Stolz, an dem die Arbeitsmuthige sich wieder aufrichten wollte, jetzt durch eine

befleckte Geburt für immer vernichtet — das ist genug des Unglücks für ein noch so starkes Frauenherz!

Das Klopfen wiederholte sich.

„Bist Du es, Ilja?"

„Ich bin's, Sophie Nikolajewna."

Nun wußte sie auch, was er wollte. Sollte sie ihn anhören und dann hingehen und von der Unglücklichen selbst erfahren, welch schmachvolles Dasein sie ihr verdanke? Wäre es nicht besser, dem Elend, das über sie hereingebrochen, durch einen kurzen Druck des Zeigefingers ein Ende zu machen? Nein, den Schimpf hatten ihre Wohlthäter nicht verdient. Sie erhob sich schnell und schloß die Thür auf.

„Sophie Nikolajewna — ich habe Ihnen etwas zu sagen —"

„Nun?"

„Es ist . . ."

„Du kommst von meiner Mutter?"

Ilja sah sie bestürzt an.

„Du siehst, das Fenster ist offen. Ihr spracht nicht leise genug."

„Sophie Nikolajewna — sie hat achtzehn Jahre ihr Kind entbehrt — lassen Sie die Mutter nicht länger warten."

Sie rührte sich nicht.

„Sie stehen noch? Eine Mutter, eine sterbende Mutter will Sie sehen!"

„Ich will sie nicht sehen, Ilja — ich will hinaus in die Nacht und mich verlieren."

Dem Alten entflammten die Blicke in Zorn und Schmerz. „Fräulein," begann er, — „ich bin ein rechtgläubiger Christ, aber wenn das möglich ist, höre ich zu leben auf. Gott helfe mir, ich spreche die Wahrheit!"

„Bin ich Dir denn jetzt noch was werth, Ilja?"

„O mein goldenes Fräulein! verlieren Sie keine Zeit! Die hohe Frau athmet nur noch mühsam — erleichtern Sie ihr das Ende!"

„Du täuschest mich nicht?"

„Welch ein Zweifel in solchem Augenblick!" Er rang die Hände.

„Dann sei es!"

Sie warf einen Shawl um und verließ mit dem Alten geräuschlos die Villa.

In banger Erwartung war Ilja's Schwester auf die Veranda getreten und zählte die Augenblicke, wo vielleicht Rettung nahen würde. Da kam die langgesuchte, so spät gefundene Tochter ihrer unglücklichen Herrin. Sie ergriff schnell die Hand der an ihr Vorbeischreitenden und küßte sie. Sophie konnte es nicht hindern; auch that ihr dieses Zeichen der Achtung jetzt sonderbar wohl. Sie überschritt die Schwelle und blieb wie in's Herz getroffen stehen. Mechanisch bewegte sie sich dann weiter, bis sie vor dem Lager der Sterbenden stand.

Sophie sah das todesernste, ausgezehrte blasse Gesicht,

sah die kraftlos herabhängenden Arme, sah, wie die langen schmalen Finger mit dem schwarzen Gewand spielten — sie erkannte die eigenen Züge, das eigene reiche Haar, die eigene Gestalt und fiel, unter halberstickten Schluchzen „Mutter! meine Mutter!“ rufend, mit dem Gesicht in deren Schooß.

Die Sterbende öffnete die Augen weit und groß; der Blick leuchtete in eigenthümlichem Glanz; „ich sehe“, hauchten die Lippen. Sie machte einen Versuch, sich aufzurichten, sank aber in den Arm der Tochter, die sich erhoben hatte, und auf deren schmerzerfülltem schönem Angesicht der Mutter verklärtes Auge jetzt lang und selig ruhte.

„Du bist es“, flüsterte sie leise.

„Unglückliche, unglückliche Mutter!“

„Ich bin glücklich — zürne mir nicht, mein Kind — zürne Deinem Vater nicht — er ist droben — ich kann nicht mehr . . .“

Sophie barg das thränenüberströmte Gesicht an der röchelnden Mutterbrust.

„Ich will für ihn beten“, sagte sie.

Die Mutter legte die Hände auf das Haupt des Kindes.

„Laß mich ihn kennen“.

Da athmete die Sterbende noch einmal tief auf, hauchte zwei Worte in Sophiens Ohr und schloß, den Kopf auf die Seite legend, die Augen.

Als Sophie, die sich nach jenen Worten aufgerichtet hatte, nun über die Mutter sich beugend, die kalten Lippen berührte, das gebrochene Auge erblickte, da brach sie lautlos über der Entseelten zusammen.

Ilja und die Schwester standen noch immer auf der Veranda und flüsterten leise. Sie wollten Mutter und Kind nicht stören in Leid und Freud des Wiederfindens. „Du wirst sehen, Bruder, das macht die Leidende noch gesund“, sagte sie.

Alte treue Begleiterin, Gefährtin endlich beschlossener Leiden! sei gefaßt, wenn der Augenblick der Enttäuschung naht!

Siebzehntes Kapitel.

Die Morgendämmerung war im Begriff, der aufgehenden Sonne Platz zu machen, als Ilja das Häuschen, in welchem eine Todte lag, ernst und insichgekehrt verließ. Er hatte unter all den Eindrücken der verflossenen Nacht den Auftrag seines Herrn nicht vergessen, und ging nun hin, ihn zu wecken, falls er nochschlafe.

Auf die Straße tretend, sah er vor der Gartenpforte der Villa eine elegante zweisitzige Equipage halten, und in dem Wagen einen Herrn, der ungeduldig nach dem Fenster des Thurmzimmers ausschaute. Er schleuderte dem Fremden einen giftigen Seitenblick zu und schlug unmuthig den Weg zur Hinterthür ein, um jedem möglichen Auftrage zu entgehen. — Hatte Paul Alexandrowitsch es denn wirklich vollbringen können, Vergnügungsfahrten zu unternehmen, während er doch in der Nähe bleiben sollte, um jede Gelegenheit zu einer Versöhnung mit Sophie Nikolajewna zu ergreifen? Konnte er so sehr leichtsinnig sein?! — Ilja beschleunigte seinen Gang. Paul Alexandrowitsch mußte um jeden Preis zurückgehalten werden. „Und hilft Alles

nicht, so führe ich ihn vor die Todte!“ grollte er und öffnete die Thür zu seines Herrn Vorzimmer in dem Augenblick, als Potassow, den Hut auf dem Kopfe, weiße Handschuhe in den Händen, einen leichten Ueberrock über den Frack zu ziehen sich anschickte.

Dieser Anblick brachte den bekümmerten Alten vollends außer sich.

„Ew. Hochwohlgeboren!“ rief er, — „es ist unmöglich!“

„Was ist unmöglich, Ilja?“

„Daß Sie bei all dem Jammer im Hause und in Ihrem Herzen wie zum Ball geputzt ausfahren können. Die Sonne ist kaum aufgegangen, und jeder andere rechtgläubige Christ wäre noch nicht zu sich selbst gekommen nach solchem Erlebniß! Halten Sie ein, Ew. Hochwohlgeboren!“

„Beruhige Dich, Ilja: ich habe Ernstes vor.“

„Ich will es Ew. Hochwohlgeboren glauben. Sie können jetzt unmöglich scherzen; Sie wollen nur den Gram nicht aufkommen lassen, den Schmerz wollen Sie vergessen in wilder Lust. Aber denken Sie doch nur an Sophie Nikolajewna! was soll sie sagen, wenn sie Sie in diesem Aufzuge sieht?“

Um Pauls Lippen spielte ein trübes Lächeln.

„Damit sie nichts sieht“, sagte er, — „entferne ich mich eben zu so früher Stunde. Noch einmal: sei ruhig und verschwiegen. Ich unternehme Gutes und zwar für Sophie Nikolajewna.“

„Ew. Hochwohlgeboren, ist es wahr?“

„Es ist wahr, Ilja.“

„Dann helfe Ihnen Gott.“

Der Alte schien nach dieser Auseinandersetzung in der That beruhigter. Potassow reichte ihm die Hand.

„Adieu, alter treuer Freund!“ sagte er, mit Mühe seine Bewegung unterdrückend.

Ilja wußte nicht, was er von diesem feierlichen Abschied denken sollte; er schrieb es endlich der trüben Stimmung seines Herrn zu. — „Nehmen Sie nichts für ungut, Ew. Hochwohlgeboren“, entschuldigte er sich.

Leise stiegen sie die Treppe hinunter. Gleich darauf rollte der Wagen mit Potassow und dem Fremden davon. Ilja begab sich wieder zurück zu den Trauernden . . . .

Majorenhof gegenüber, am rechten Ufer der Aa, erheben sich Sandhügel, die mit vereinzelten Fichten und jungem verkrüppeltem Unterholz desselben Baumes bedeckt sind. Selten betritt ein Fuß diese unwirthlichen Partien des Aaufers, denn selbst wer die Einsamkeit liebt und sucht, erträgt es nicht auf dem sonnendurchglühten, mit spärlichem Moose bewachsenen Sandboden, wo nur hin und wieder ein Baum Schatten wirft, der hämmernde Specht und die ruhige Bachstelze zu Hause sind und der Habicht das Gehölz lautlos durchstreicht. — Aber ladet der Platz auch nicht ein weder zur müssigen Erholung noch zu naturwissenschaftlichen Excursionen — ein Gewehr zu probiren, Hand und Auge daran zu üben, dazu ist er wie geschaffen'

denn hier kann man sicher sein, keinen Menschen zu treffen, es sei denn, daß man sich zu dem Zweck gegenübersteht.

Diesen Zweck verfolgten denn auch die Insassen zweier Böte, die von verschiedenen Punkten des linken Ufers abgefahren waren und nun in einiger Entfernung einander folgten. Aus dem Boot, das zuerst an's Ufer stieß, sprang trotz des in der Binde ruhenden rechten Arms leicht und elastisch der Herr von Flatterstein, ihm folgte ein Herr, der das Boot gerudert hatte und jetzt ein längliches Kästchen unter dem Arm trug. Sie waren eben den steilen Sandabhang hinaufgeklommen und im Fichtengestrüpp verschwunden, als auch das andere Boot unten anlegte. Es enthielt drei Herren: Potassow, den Fremden, der ihn im Wagen abgeholt, und einen jungen Mann, der den medicinischen Cursus eben beendet und seine Familie aus Petersburg an den Rigaschen Strand begleitet hatte. Während Paul seinen Platz im Boote neben dem Mediciner behielt und schweigend zusah, wie dieser sein elegantes Besteck untersuchte, stieg der gleichfalls mit einem Pistolenkästchen ausgerüstete Fremde an's Land und das Ufer hinan. Nach einigen Schritten kam ihm der gegnerische Secundant entgegen. Beide machten sich ohne Zögern an ihre Aufgabe.

Die Waffen wurden abgeschossen, geladen, geloost. Der Platz, auf dem man stand, erwies sich als geeignet, und man nahm die Mensur. Die Bedingungen waren 10 Schritt, eine Kugel. Hierauf begaben sich die Secun-

danten zu den Parten, die sich 5 Minuten später auf dem Kampfplatz gegenüberstanden.

Potassow war bleicher als gewöhnlich, aber vollkommen ruhig. Herr von Flatterstein schaute so gleichgiltig drein, daß man wohl sah, wie ihm die Mensur zur Gewohnheit geworden war.

Der junge Mediciner benahm sich sehr feierlich.

„Sind die Herren geneigt, einen Vertrag einzugehen?“ fragte er.

Es erfolgte keine Antwort.

„Dann bitte. Zwischen 1 und 3 wird geschossen.“ — Er zog die Uhr und gab das Tempo an. — „Wer vor 1 oder nach 3 schießt, wird vom Secundanten des Gegners niedergeschossen. — Bitte, sich zu rüsten.“

Das Knacken der Hähne füllte die lautlose Pause aus.

Paul wandte sich mit der ganzen Brust dem Gegner zu. Dieser lächelte und nahm, das Pistol in der Linken, auf das rechte Knie Potassow's ab.

„Eins!“

Eine unmerkliche Röthe hatte Paul's Wangen gefärbt; seine Waffe langsam hebend, richtete er dieselbe nach dem Kopf des Lächelnden. Damit erzielte er, was er beabsichtigt hatte: auch von Flatterstein erhob nun die Mündung seines Pistols merklich.

„Zwei!“

Potassow's Schuß krachte. Gleich darauf schoß sein Gegner.

Paul, der baumstarke Mann, stürzte wie ein niedergemähter Halm, mit den Armen um sich schlagend, vornüber zur Erde. Der Arzt eilte herbei und riß des Getroffenen Hemd auf. Aus der Brustwunde unterhalb der Schulter quoll schaumiges Blut.

„Durch die Lunge,“ sagte der Mediciner.

Herr von Flatterstein veränderte ein wenig die Farbe und verließ langsam den Kampfplatz, nachdem er seinem Secundanten die Hand gedrückt hatte.

Mit Hilfe der beiden Herren streifte der Arzt dem Verwundeten, der unter entsetzlichen Beängstigungen nach Athem rang, Frack und Weste ab. Die Kugel war nicht durchgedrungen. Vielleicht war sie gegen eine Rippe geprallt, vielleicht in den Körper eines Wirbels gedrungen, so lautete die Meinung. Immer noch griffen, krampfhaft zusammengezogen, die Finger Paul's in die Luft, nur wenig Blut quoll ihm aus Nase und Mund, es war, als müsse er jeden Augenblick ersticken. Da öffnete der junge Mediciner ihm schnell entschlossen eine Ader. Nun strömte das Blut reichlich, die Zuckungen ließen nach, der Athem stellte sich ein.

„Ist Gefahr für das Leben da?“ fragte leise Potassow's Zeuge.

„Solche Wunden pflegen tödtlich zu sein,“ war des Sachverständigen Antwort. — „Doch haben wir eine ungewöhnlich starke Natur vor uns, vielleicht schließt sich die Lunge.“ . . .

Auf der Aa war es noch still. Nur die oberhalb, vor Dubbeln, liegenden Dampfer, die dort übernachtet hatten, heizten bereits, sich zur Rückfahrt nach Riga rüstend. Aber noch schliefen die müden Rigenser, und die schon geschäftigen Mägde und Knechte, die es vielleicht aus der Ferne bemerkten, kümmerten sich wenig um das Boot, das dort langsam herüberschwamm. Es war 5 Uhr. Nun legte das Boot an, und zwar einem Hause gegenüber, das kaum 50 Schritt vom bewaldeten Ufer entfernt war. In dieses Haus eilte einer der drei Herren, die im Boote gesessen hatten, und kehrte nach wenigen Secunden mit einem Bettrahmen und einem Ohrkissen zurück. Mit vorsichtiger Hast ward ein anscheinend Lebloser aus dem Fahrzeug auf den Rahmen gehoben und in's Haus getragen. Kein Mensch war in der Nähe.

Achtzehntes Kapitel.

Um dieselbe Zeit etwa richtete sich Sophie, nachdem sie mehr als zwei Stunden regungslos zu Füßen der todten Mutter gelegen, langsam auf. Die Gestalt war gebrochen. Aber kein Zug des farblosen Gesichts verrieth, was die Seele während jener Stunden durchlebt hatte; nichts war zu entdecken, was einem Bedürfniß nach Trost oder Mitempfinden ähnlich sah; der unnahbare Ernst auf der Stirn verlangte gebieterisch Ruhe, Frieden. Sie versenkte den thränenleeren Blick lange andauernd in die Züge, über welche die eiskalte Hand des Todes gefahren war und sie mit des geheimnißvollen Jenseits grauen Schatten bedeckt hatte.

Ilja, der mit gefalteten Händen abseits stand, und die Schwester, die vor dem in Schmerz versunkenen Kinde das eigene Leid vergessen hatte — beide sahen nun mit steigender Besorgniß, wie das Fräulein noch einen langen langen Kuß auf die erstarrten Lippen der Entseelten drückte und dann, gradausblickend, kalt und gemessen der Ausgangsthür zuschritt.

„Herrin, liebe junge Herrin!“ rief, ihr den Weg vertretend, selbstvergessen die Alte.

Sophie blieb stehen und sah die Sprecherin groß an.

„Du kehrst doch zurück!?“

„Nein. Doch ich vergaß etwas: lebt wohl!“

Die Schwergeprüfte sagte es sanft, wie um Vergebung bittend, und reichte Beiden ihre Hände hin. Aber nur Ilja ergriff eine derselben, nicht die Alte.

„Gott verzeih' es Dir!“ murmelte sie schmerzbewegt. — „Sie hat für Dich gelitten, für Dich ist sie gestorben — und so vergiltst Du ihr! — Geh' nur, geh'! Der heilige Leib, der Dir das blühende schöne Leben schenkte, — fremde Menschen sollen bei ihm wachen, fremde Hände sollen ihn einsargen und zur ewigen Ruhe bringen!“ Sie verhüllte ihr Gesicht.

„Gutes Großmütterchen,“ sagte sanft Sophie, — „bist Du denn fremd? Du hast die Todte vom ersten bis zum letzten Schritt durch die Welt begleitet, hast treu und aufopfernd gemeinschaftlich mit ihr erlitten, was sie allein kein Jahr ertragen hätte; selbst alt und müde — warst Du ihr Wanderstab bis an das Grab.“

„Es ist wahr, es ist wahr!“ schluchzte die Alte.

„In Deine lieben Mutterhände lege ich denn auch getrost meine Kindespflicht, meine Trauer, in Deine Augen meine Thränen: weine sie auf ihr Grab. . .“ Sie unterbrach sich: ihre Stimme erstickte, schwere Tropfen perlten ihr über die Wangen. Gesammelt fuhr sie dann

fort: „Ich muß von hinnen. Sie würden mich erkennen und schlecht von der todten Mutter sprechen. Wir müssen ihr Andenken ehren. Schweigt ewig! Wir vier finden uns einst wieder. Da wollen wir uns fest, fest umschlungen halten und nie von einander lassen. Lebt wohl!"

„Und so, junge Herrin, hättest Du sie nur für Augenblicke gefunden!"

„Laß ruhen!"

„Ach, es drückt so schwer! — Wirst Du nicht aus der Ferne ihrem Sarge folgen?"

„Nein. Doch wo Du sie bestatten wirst — das sage mir. Ich pilgere wohl zu ihrem Grabe und — sind die Thränen dann noch nicht versiegt — tränke die Blumen."

„Ach, die Verstorbene hat für ihre Beerdigung seit Jahren Sorge getragen. Nicht weit von hier, an der Grenze dieses deutschen Gouvernements (man kommt auf der Eisenbahn dahin), befindet sich das Kloster St . . . . Dort waltet eine fromme Jugendfreundin meiner theuren Herrin, die Aebtissin Eugenie. Häufig haben wir im stillen Klostergarten ausgeruht, an den Gräbern der Dahingeschiedenen neue Kräfte gesammelt zum Weiterwandern. Nur die Schwestern des Klosters und wenige vornehme Leute werden dort beerdigt, und auch meine liebe Herrin hat sich daselbst ihr letztes Ruheplätzchen ausgesucht. Ein Grab ist ausgemauert, ein kostbares Kreuz steht fertig da. Das Kloster hat ein Kapital erhalten, die Gräber zu pflegen, wenn ich sterbe, denn ich soll bei ihr bleiben im

Tode wie im Leben. Das war ihr Wunsch. Seit Jahren führe ich viel schweres Gold mit mir umher, das sie in meine Hände gelegt hat, um ihre Leiche, von welchem Ende der Welt es auch sei, in's St . . . . sche Kloster zu bringen. — „Wo ich auch sterbe," so hat die selige Herrin oft zu mir gesagt, — „in jenes Kloster mußt Du meine Leiche schaffen. Und sollte ich mein Kind nie wiedersehen, um es bitten zu können, dereinst an meiner Seite sich zur Ruhe zu legen — sollte Gott es Dir vergönnen," sprach sie zu mir, „die Verlorene zu finden, dann richte Du meine Bitte aus!" — O meine liebe, junge Herrin — ich habe es nun gethan."

In tiefes Sinnen versunken, hatte Sophie zugehört. Es mußten friedliche Entschlüsse sein, die ihre Seele erfüllten, denn ihr bleiches Angesicht erschien durchgeistigt wie nach einem friedlichen Gelöbniß, das der mächtige Wille nach kurzem Ringen mit des Herzens anmaßendem Begehren abgelegt. Sie nahm von Neuem die Hand der Alten und sagte:

„Wir sehen uns wieder. Wir wollen zusammen Hüterinnen ihres Grabes sein. Bis dahin erhalte Dich Gott."

„Dich, Fräulein, segne er dafür mit allem Erdenglück! — Doch ehe Du gehst, wolle bestimmen, was ich beginnen soll mit dem Gelde, das in Petersburg beim Gericht aufgehoben ist. Es gehört ja Alles Dir. So hat die Verstorbene es angeordnet. Mir haben sie es auszu-

reichen und ich habe es für Dich zu verwahren, bis ich Dich finde."

„Du hast mich nicht gefunden — ich existire nicht, gutes Großmütterchen — Du hörtest es schon. Und ich brauche bald nichts mehr."

Noch einmal ging sie zurück zur Mutter und küßte sie auf den Mund, auf die Augen, auf die Stirn. Dann reichte sie Ilja die Hand.

„Wir werden uns auf Erden wohl nicht mehr wiedersehen, Ilja. — Hab Dank für Deine Liebe und Sorge um mich. . ."

„Sophie Nikolajewna!" unterbrach er sie mit erhobenen Händen, — „bleiben Sie, bleiben Sie bei uns! Sie sind unser Schutzengel gewesen — gehen Sie, so wird Paul Alexandrowitsch verderben."

Ihr Gesicht verfinsterte sich „den Namen — wo wir uns einst auch begegnen möchten — nenne mir nie wieder." Sie hüllte sich in ihren Shawl, sah den Alten mild und versöhnlich an und ging hinaus.

An ihren Fenstern vorüberkommend, schloß sie die Jalousien und betrat, von Niemand gesehen, ihre Zimmer. Hier störte sie das durch die Stäbe der Laden an der Decke und den Wänden in Streifen sich abzeichnende Licht. Sie ließ die dunkelblauen, nach jenem nächtlichen Ereigniß angebrachten Rouleaux herab und befand sich nun fast völlig im Finstern. Wie die unglückliche Mutter (dachte sie) in ihrem Grabgewölbe im Hause des harten Vaters.

Der Gedanke that ihr wohl. Gern wäre auch sie so eingeschlossen geblieben ihr Leben lang, um nichts zu sehen, nichts zu hören von der Welt und ihrem bösen Treiben, in welches Alle verstrickt sind, vom Höchsten bis zum Geringsten, vom gesalbten Kaiser bis zum rohen Knecht . . . Sie begab sich in das Schlafgemach und suchte unter ihren liebsten Kleidern, den schwarzen, das einfachste aus und legte es an. Die Trauerfarbe stimmte sie wieder weicher: sie hatte ja beten wollen für den todten Vater, ihm nicht zürnen . . . Aber ihre Seele, die feste, stolze, unbeirrte, hätte sie gern hingeopfert, einen hohen, edlen, festen Willen zu erkaufen und ihn einzupflanzen in die Brust jedes Mächtigen auf Erden, damit er widerstehe und den Unterthanen vorangehe, wo es gilt die Ehre des Weibes. — Die arme Todte! Nach dem Zeugniß der treuen Pflegerin: welch eine Frau, welch eine Mutter hätte die schöne, große, blühende Herrin werden können, ohne jenes Unglück, in das er sie gestürzt! Oder sind es etwa nicht die schönsten, die blühendsten, die herrlichsten Geschöpfe Gottes, die den Mächtigen zum Opfer fallen und dann verderben und sterben, während jede von ihnen Mutter hätte sein können eines stolzen, schönen, blühenden Geschlechts! Ein hübsches Kind, wie die Leute sagen — vor grenzenlosem Elend und Verderben im besten Fall nur durch einen Zufall geschützt, namenlos, dem Spiel des Mannes preisgegeben — das ist jetzt die Nachkommenschaft, da habt ihr ein Beispiel! . . .

Doch sie wollte ihm nicht zürnen, dem todten Vater, sie wollte für ihn beten. . . .

Wieder mochten einige Stunden vergangen sein, als lautes Jammergeschrei dicht vor ihrer Thür die in sich Versunkene aufstörte. Es wurde geklopft, immer lauter und schneller. Sophie erhob sich, ging hin und schloß die Thür auf. Tante Marfa, anstatt hereinzustürzen, kreischte laut auf und stürzte zurück, die Augen mit der Hand bedeckend.

„Wer bist Du? — Sophie?“

„Ich bin es, Marfa Iwanowna.“

„Bist Du es selbst, bist Du ihr Geist!?“

„Nicht doch!“

„Die Dunkelheit — ich sehe nur ein Todtengesicht. Tritt heraus, Kind! komm' an's Licht.“

Sophie that es.

Tante Marfa sah sie eine Weile verzweiflungsvoll an und rang die Hände.

„Was soll ich, Marfa Iwanowna?“

„Unglück über Unglück! Sie sterben mir noch beide unter den Händen! — Hilf, rette, Sophie! — Sie haben ihn, oder er hat sich selbst, oder — ich weiß nicht — durch die Brust geschossen!“

Sophie zuckte zusammen, das Gesicht aber blieb unbeweglich, das Auge starrte gradaus.

„O stehe nicht so theilnahmlos! Er liegt in einem fremden Hause, auf fremdem, schlechtem Lager und darf nicht transportirt werden. Ich war dort. Ach Gott!“

Sie schluchzte laut. — „Unser Paul, mein einziger Paul — voll Kraft und gesundheitstrotzend — niedergeworfen in einem tückischen, meuchlerischen Duell! Kaum zeigt ein leiser Hauch von Athemzug, daß er noch lebt. Gehe mit mir, Sophie, — hilf, rathe — ich weiß nicht, was ich beginnen soll!“

„Ruhe wird es Ihnen sagen, Marfa Iwanowna. Sammeln Sie sich.“

„Und Du fühlst nichts, gar nichts für unser Unglück?!“

Sophie sah sie groß, düster, fast drohend an.

„Nichts“, sagte sie hart.

„Sophie!“

„Mein Gefühl ist erstorben.“

„O nein, nein! sein Leben hängt vielleicht an einem Trostwort von Dir!“

„Ich kann ihm keins mehr geben. Ich gehöre der Welt nicht mehr an. Ich habe Abschied genommen von Ihnen, von ihm, von Allem und gedenke nur noch wenige Stunden in Ihrem Hause zu verweilen. Gott tröste Sie und erhalte Ihnen den Neffen.“

„Du kannst uns im Unglück verlassen — Sophie!?“

Sophie hörte es nicht mehr! sie hatte sich nach jenen Worten still umgewandt und die Thür ihrer Wohnung hinter sich zugezogen.

Tante Marfa fand allmälig so weit ihre Ruhe wieder, daß sie über die Undankbarkeit dieses Mädchens reflectiren

und sich zuletzt mit dem Selbstvorwurf trösten konnte, an dieser Sophie eine wilde, gottlose Creatur erzogen zu haben. Sie beschloß, sich weiter um dieselbe nicht zu kümmern.

Aber Ilja, dieser pflichtvergessene, nichtswürdige, tagediebische Bediente — wo steckte er? Weit herum, an allen Ecken, wo man sich sonnen konnte, hatte die Zofe ihn gesucht — nirgends war er zu finden. Doch da kam, statt seiner, Pater Wassili, und zwar aus dem Häuschen der dunklen Existenz, der geheimnißvollen Petersburgerin.

„Schon so früh am Morgen," dachte die Missionärin und rief von der Veranda aus, die sie, nach Ilja umherspähend, betreten hatte, den Rector an.

„Guten Morgen, Marfa Iwanowna!" grüßte der geistliche Herr ernst und gemessen. „Sie sahen mich auf dem Rückwege von einer zu Gott Heimgegangenen. Unsere wohlthätige Schwester, die kranke Petersburgerin, ist in der verwichenen Nacht gestorben. Ich habe die Leiche soeben eingesegnet."

„Verhüte Gott, daß Sie noch eine zweite Leiche, die meines unglücklichen Neffen heute einsegnen!"

„Was sagen Sie da, Marfa Iwanowna!?" rief bestürzt Pater Wassili.

„Er ist zusammengeschossen!"

„Paul Alexandrowitsch!?"

„Ja, eben er."

„Wie ist das zugegangen?"

„Ja, untersuchen Sie das! — Daß mich ein böser

Geist verleiten mußte, diesen unheilvollen Riga'schen Strand zu besuchen! — Wäre ich doch der guten, warnenden Stimme gefolgt, die immer in mir rief: „ziehe nicht an den Strand, ziehe nicht an den Riga'schen Strand!“ — Aber was war die Ursache dazu? was anders als Ihre Bratstwo, Ihre Briefe, Ihr Seminar, Ihre geistliche Schule. Was gehen mich diese Dinge an? Mögen sich dunkle geheimnißvolle Damen ihrer Sünden wegen damit befassen, — was aber habe ich gethan, daß ich für Ihre Bratstwo meine Bequemlichkeit, mein Geld, meine Ruhe, ja vielleicht das Leben des einzigen Potassow aufopfern muß!?“

„Marfa Iwanowna!“

„Lassen Sie mich ausreden, Herr Rector, wenn ich bitten darf! — O, ich sehe wohl, wofür ich leide: es ist die Strafe für meine Eitelkeit! Nicht der Segen, den Sie, Pater Wassili, mir verhießen — der Fluch jener Familien, denen ich ihre lieben Kinder abkaufte, begleitet mich. Gotteslohn hätten die Armen für mich erbeten, mir nachgerufen, wäre ich menschlich, christlich gesinnt gewesen. Da habt ihr, wo ihr Noth leidet; erzieht eure Kinder im angestammten Glauben, der euch ja ebenso heilig sein muß, als uns der rechtgläubige. So hätte ich handeln müssen und nicht nach den Satzungen Ihrer Bratstwo. Dann wäre meinem und Paul's Herzen alles Weh erspart geblieben, Sophie ginge nicht wie eine Ausgestoßene von uns, das dumme Billet hätte nicht gewonnen und mein einziger lieber Neffe wäre in keinen Streit verwickelt, läge jetzt

nicht ausgestreckt auf fremdem Lager, den Tod vor Augen. O, wie bin ich unglücklich, wie bin ich unglücklich!" Sie sank weinend auf eine Bank.

Als Pater Wassili vorhin der unerhörten Verunglimpfung der rechtgläubigen Kirche Einhalt zu thun versuchte, da war es seine Absicht gewesen, die Erregte auf die schwere Verantwortung, welche ihre Aeußerungen zur Folge haben könnten, aufmerksam zu machen. Aber seine zusammengezogenen Brauen glätteten sich wieder, als sie geendet hatte und in Thränen ausbrach. Die hingebende Liebe zu ihrem Neffen entschuldigte viel. Der geistliche Herr empfahl sich mit der milden Bemerkung: die Heiligkeit der Sache, die sie (Tante Marfa) in unedlem Zorn verleumde und antaste, bedürfe keiner Vertheidigung. Seine Pflicht sei es, Gott zu bitten, daß er der Geprüften Ruhe und Frieden wiedergebe, und dann werde sie sich schon wiederfinden in der Bratstwo gesegneten Mitte zum ferneren gedeihlichen Wirken.

„Nimmermehr!" rief Tante Marfa im Tone positiven Entschlusses. Pater Wassili schien es nicht vernommen zu haben, er befand sich bereits auf der Straße und ging gelassen seines Weges.

Neunzehntes Kapitel.

Tante Marfa, die ihren Neffen wirklich liebte, legte noch in derselben Stunde das Gelübde ab, keiner Bratstwo mehr anzugehören, sich zu keiner Mission mehr berufen zu fühlen, wenn ihr einziger Paul genesen, sie ihn gesund wieder in Moskau haben würde. Sie eilte zurück an sein Schmerzenslager, gefolgt von der Zofe, die ihr weiche Kissen und seidene Decken nachtrug, und wich nur den eindringlichsten Vorstellungen der Aerzte, die bei der geringsten Störung des Verwundeten jede Verantwortung für das Leben desselben ablehnten. Denn Paul, da er trotz der tödtlichen Wunde den Nachmittag erlebt hatte, ließ ihnen einige Hoffnung. Er lag wie todt. Seit dem Aderlaß hatte er kein Glied mehr bewegt, und nur ein leises, den Aerzten allein bemerkbares Heben und Senken seiner Brust bewies, daß in ihm noch Leben, daß eine wenn auch schwache Aussicht auf die Erhaltung desselben vorhanden sei.

Tante Marfa blieb auf der Veranda des fremden Hauses, um gleich zur Stelle zu sein, wenn er die Augen aufschlagen und nach ihr fragen sollte. Dabei hielt sie

treue, sorgliche Wacht. Den Kindern, die, munter schwatzend oder lachend, sich in der Nähe zeigten, drohte sie mit zornigem Blick und erhobenem Finger, daß sie scheu zurückwichen; der Krähe, die oben im Wipfel der Fichte ihr heiseres Gekrächze erhob, schickte sie stille Verwünschungen hinauf und hätte die Glocken der ankommenden Dampfer zermalmen und in den Staub treten können vor lauter Angst, daß ihre durchdringenden Signale dem Kranken todbringend werden könnten.

So traf sie gegen Abend bleich und verstört der alte Ilja, den die Zofe von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt und hierher gewiesen hatte.

„Marfa Iwanowna! ist es denn wahr?“

Sie würdigte ihn anfangs keiner Antwort, keines Blickes. Als er aber eindringlicher fragte, und seine Stimme dabei unwillkürlich laut wurde, zischte sie ihm mit kaum unterdrückter Wuth entgegen: „Still, Mörder!“

Entsetzt trat der Alte zwei Schritte zurück. „Wie dürfen Sie mir das sagen?!“ kam es dumpf und drohend aus der erschütterten Brust.

Tante Marfa erschrak. „Willst Du sein Mörder werden“, flüsterte sie mit abgewandtem Gesicht, „so sprich nur noch lauter. Ein lautes Wort reicht ja hin, ihn zu tödten.“

„Ich wußte es nicht, verzeihen Sie, Marfa Iwanowna, verzeihen Sie!“

„Ich verzeihe Dir gar nichts!“ fuhr sie, durch die un=

erwartete Demuth des sonst dreisten Menschen ermuntert, leise, doch heftig fort. — „Wenn er stirbt, wem anders soll ich die Schuld an seinem Tode zuschreiben als Dir? Du wußtest, daß er das schreckliche Duell vorhabe und warst pflichtvergessen, lieblos, feige genug, ihn nicht festzuhalten, mir nichts davon zu sagen. . .“

„Marfa Iwanowna . . .“

„Schweige!“ unterbrach sie ihn ihrerseits. — „Du wußtest davon! Warum, wenn Du kein schlechtes Gewissen hattest, warum denn, Du alter Heuchler und Bösewicht, hast Du Dich den Tag über verborgen gehalten und kriechst erst jetzt, wo es Abend wird, heraus aus Deinem Versteck wie eine häßliche alte lichtscheue Eule? Warum? — Antworte mir!“

„Marfa Iwanowna, ich bin ein Mensch und rechtgläubiger Christ und fühle Mitleid mit Ihrem Schmerz. Gott weiß es, was ich jetzt leide. Aber den Vergleich mit der Eule kann ich nicht vertragen; er paßt eher auf andere Leute. Vor dem höchsten Richter werde ich es verantworten, daß ich von einem Duell nichts wußte, und daß ich für meine Schwester, deren Herrin gestorben ist, in Riga gewesen bin, einen Sarg bestellt und ein Dampfboot gemiethet habe und darum erst jetzt aus dem „Versteck herauskrieche“, wie Sie, Marfa Iwanowna, als gebildete und vornehme Dame sich auszudrücken beliebten. Gott gebe, daß Sie gute Tage erleben! Ich habe Ahnungen.“

„Alberner Mensch“! murmelte Tante Marfa, während

ihr Gesicht sich zu Spott und Verachtung verzog. Darauf entstand eine Pause.

„Darf ich meinen Herrn nicht sehen?“ fragte endlich bescheiden Ilja.

„Du bleibst hier auf der Bank,“ befahl Marfa Iwanowna, den Platz mit dem Zeigefinger bestimmend, — „und rührst Dich nicht von der Stelle. Sagt man Dir, daß Paul Alexandrowitsch die Augen geöffnet und nach mir verlangt habe, so eilst Du und rufst mich. Ich komme bald wieder.“ Damit entfernte sie sich. Willig wie ein Kind gehorchte Ilja. . . .

Stunde um Stunde verging. Die Tante erschien nicht. Sie war wohl eingeschlafen. Auch Ilja vermochte bei all dem Kummer, der ihn erfüllte, die alten müden Augen kaum offen zu erhalten. Schlaflos war ihm die letzte Nacht vergangen, angreifend war der Tag gewesen. Unbekannt mit den Verhältnissen der großen Handelsstadt, sah er sich plötzlich vom Dampfboot ausgesetzt an's Ufer der Düna inmitten des buntesten Gewühls, des geschäftigsten Lebens und Treibens, gegen das ihm Moskau harmlos und still erschien. Vor sich eine unabsehbare Häusermasse, hinter sich einen unabsehbar ausgedehnten dichten Wald von Masten, in der Mitte der weitläufige Marktplatz, auf dem es von Menschen und Thieren wimmelte und zierliche Hallen an massive Waarenlager sich reihten — wohin sollte der Alte sich wenden, die Aufträge der Schwester auszurichten? Da sah er, wie die Leute sich an Männer in rothen

Mützen und blauen Blousen wandten, ihnen allerlei Gepäck einhändigten, oder sich von ihnen begleiten ließen. Auch er redete einen noch müßig dastehenden Dienstmann an und hatte die Freude, eine gute russische Antwort zu erhalten. Der Dienstmann, als er vernommen, um was es sich handle, schlug ihm sofort sein Comptoir vor, das alle Aufträge, welcher Art sie auch sein mögen, annehme und ausführe. Nun war unserem Ilja geholfen. Die Taschen mit Geld gefüllt, brauchte er im Bureau der Dienstleute nur den Wunsch zu äußern, daß er um jeden Preis noch heute vor Abend im Besitz eines so und so beschaffenen Sarges und eines Dampfbootes sein müsse, das eine Leiche von Majorenhof nach Riga zu transportiren habe, und konnte dann ruhig die anberaumte Stunde erwarten, um mit dem schwarzen sehr kostbaren Sarge und dem gemietheten Bugsirer die Rückfahrt anzutreten.

So schaukelte er dahin, zuerst stromabwärts auf den Wogen der Düna, dann flußaufwärts auf den Wellen der Aa, so saß er und sann, und so war er allgemach au der harten Bank der Veranda eingeschlummert. . . .

Eine Hand rüttelte ihn unsanft auf. Er öffnete die Augen. Die Sonne schien und Tante Marfa blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Und Du konntest schlafen? Du hast nicht gewacht?"

Ilja besann sich eine Weile. „Ich bin ein Mensch," sagte er, noch schlaftrunken, — „und Sie wollten bald wieder kommen."

„Ist nichts passirt?“

„Nichts.“

Die Tante ging auf den Fußspitzen in's Haus, kehrte jedoch nach wenigen Minuten wieder zurück.

„Noch hat er sich nicht gerührt, die Augen noch nicht geöffnet,“ sprach sie wie zu sich selbst. — „Der gute Herr, der bei ihm wacht — ich weiß nicht, wie ich es ihm vergelten soll.“

„Ich hatte in der vergangenen Nacht nicht geschlafen, Marfa Iwanowna“, sagte Ilja, — „jetzt bin ich bei Kräften — vielleicht erlaubt man mir zu wachen bei meinem Herrn?“

„Gehe nach Hause und genieße erst etwas. Ich werde indeß anfragen.“

Und so geschah es. Der Alte erhielt unter der Bedingung die Erlaubniß, bei dem Kranken zu wachen, daß er sich still verhalte und nichts sage oder thue, was seinen Herrn aufregen könnte, falls diesem die Besinnung wiederkehre. — Still, mäuschenstill saß er am Fußende des Lagers, das nur nothdürftig hatte hergerichtet werden können, und wenn ihm beim Anblick des bleichen, regungslosen Herrn unvermerkt eine Thräne in die Augen trat, trocknete er sie aus Furcht, seinen Posten zu verlieren, hästig ab. . . .

Es war wieder Abend geworden und dunkel und wieder erschienen noch vor Nacht die beiden erfahrenen Aerzte, die gestern herbeigerufen worden waren. Wie der eine

behutsam des Bewußtlosen Hand erfaßte, den Puls zu fühlen — da, da zum erstenmal in zwei Tagen öffnete Paul ein wenig die Augen, um sie freilich gleich wieder zu schließen und in seiner Regungslosigkeit zu verharren. Aber es fehlte nicht viel, so hätte Ilja über dieses kleine Lebenszeichen vielleicht ein großes Unheil angerichtet, so unbändig rang in der treuen Brust ein Schrei der Freude nach Luft. Mit Mühe hielt er an sich, erreichte das Freie und rannte nun durch den tiefen Sand die Straße hinauf zur Villa Potassow.

Die Tante wachte. Fast hätte sie Alles vergessen und wäre dem Boten um den Hals gefallen für die erlösende Nachricht. Ob sie schon wußte, daß man ihr den Zutritt verwehren würde, eilte sie doch davon.

Ilja wollte ihr folgen, blieb aber auf der Veranda stehen und sah sinnend nach Sophien's verschlossenen Fenstern. Ihre Zimmer waren finster. Wenn Paul Alexandrowitsch nun wieder die Augen aufschlägt und Sophie Nikolajewna an seinem Bett steht und er sie erblickt? Sollte Ilja es wagen, sie um dieses Trostes willen zu stören? Der Alte zögerte noch.

Da trat Sophie aus dem Hause. Sie war völlig schwarz gekleidet, und hatte das Gesicht tief verschleiert. Ilja nahte sich ihr zaghaft.

„Lebe wohl, Ilja!“

Sie schlug den Schleier zurück, nahm sein graues

Haupt in ihre Hände und küßte ihn auf die Stirn. Er fiel auf die Kniee.

„O gehen Sie nicht von uns, gehen Sie nicht!“

Die Ungebeugte legte die Finger an ihre Lippen, sah ihn bedeutungsvoll an und schritt — eine Königin der Nacht in ihr Reich hinaus. . . .

An einem der Anlegestege bei Majorenhof lag der von Ilja gemiethete Bugsirer. Dahin eilte der Alte, da er weder seine Schwester noch die Leiche im kleinen Häuschen mehr angetroffen. Noch standen vereinzelte Neugierige, die trotz der angebrochenen Nacht und des tiefen Nebels auf der Aa die Abfahrt des Bugsirers erwarten wollten, auf dem Steg. Das feierliche Geleit, das die russische Kirche der „vornehmen“ Leiche bis an das Fahrzeug gegeben, hatte Viele angelockt und fesselte noch den Rest, so wenig es hier für ihn zu sehen gab. Auf dem Hinterdeck stand der Sarg, mit einem schwarzen Tuch bedeckt und nichts weiter darauf, als ein weißes, eingenähtes Kreuz, das sich, die Dunkelheit durchdringend, deutlich vom Schwarz des Tuches abhob. Ein altes trauerndes Mütterchen, das zusammengekauert zu Häupten des Sarges saß, bildete das ganze Gefolge. Die kleine Mannschaft des Dampfers harrte schweigend der Befehle und schweigend schritt der Kapitän oben auf seinem Steg hin und her, ungeduldig nach dem Nebel ausschauend. Das dauerte dem Rest der Neugierigen zuletzt doch zu lang. Einer nach dem Andern verschwand vom Ufer.

„Schwester,“ flüsterte Ilja, die Schulter der Alten leise berührend.

Sie sah still zu ihm auf.

„Fahr' wohl, Schwester!“

„Und komme nun bald zu mir. Ich bin ja jetzt so ganz allein. Du wirst mich immer in ihrer Nähe finden.“ Sie legte die Stirn an den Rand des Sarges.

„Mein Herr hat eben die Augen aufgeschlagen. So lang er lebt, bleibe ich wohl bei ihm.“

„Vergiß mich nicht, Bruder.“

„Ich werde Dich nicht vergessen.“

„Und sie ist fortgeblieben, hat sich nicht gezeigt Das ist nicht kindlich gehandelt.“

Ilja seufzte nur zu dem Vorwurf der Schwester.

„Ist sie immer so?“

„Immer so.“

Die laute Stimme des Kapitäns unterbrach das melancholische Geflüster. Der Nebel stieg. Die Abfahrt brauchte nicht länger verzögert zu werden. Ilja küßte die Schwester dreimal und verließ das Schiff. In demselben Augenblick betrat eine hohe, schwarze verschleierte Gestalt das Deck und sank zu Füßen des Sarges nieder.

Die Räder des Dampfers schlugen dumpf auf das Wasser, schwarzer dicker Rauch wälzte sich aus der Esse und langsam setzte sich das Leichenschiff in Bewegung.

Zwanzigstes Kapitel.

Fast ein Jahr ist vergangen, der Schauplatz versetzt uns an Livlands Grenze.

Hoch oben auf dem Sandsteinufer, das sich steil aus dem Bett eines ansehnlichen Flusses erhebt, steht ein einsames weitläufiges Gebäude, von hohen Schutzmauern umgeben, von einem vielgezierten Kirchthurm gekrönt. Vom Thore in der dicken Ringmauer ist Aussicht auf eine große, in neblichter Ferne liegende Stadt. Die Kuppeln unzähliger Kirchen ragen aus der Häusermasse hervor und die vergoldeten schimmern und flimmern im letzten Scheine der untergehenden Sonne. Ringsum herrscht Ruhe und Schweigen.

Es ist Frühling; die Felder und Wiesen sind überdeckt mit fußhohem Getreide, mit saftigem Grün. Die Hand des Bauers hat Alles besorgt; sie kann nun feiern bis zur Heumaht. Und so ist auch kein Mensch ringsum zu sehen.

Doch als es in der neblichten Ferne zum letzten Mal aufflimmerte, da sah man auf der vielgewundenen Land-

straße von der Stadt her ein graues Männchen kommen, näher und näher. Es trug sich tiefgebeugt, stützte sich auf einen Stab und hielt manchmal still, ehe es das Thor des Klosters erreichte, wo es sich auf die Bank neben dem Seitenpförtchen niederließ. Ein Unterkommen zu finden, eine milde Gabe zu erbitten, dazu war der Alte nicht gekommen; das sah man. Sein langer Rock, umgürtet mit einem bunten Shawl, war neu und gut, und die gewichsten Stiefel hatte nur der Staub einer kurzen Strecke Weges bedeckt. Auch sein sonnengebräuntes, von einem weißen Bart halb verhülltes Gesicht verrieth keinen Mangel, keine Noth des Leibes, wohl aber blickte ein tiefer, tiefer Kummer aus den kleinen, grauen Augen.

Nachdem er eine Viertelstunde gesessen und sich erholt hatte, zog er die Klingel, die an der Pforte hing. Es dauerte lang, ehe sich schwere, schlurfende Schritte auf dem sandsteingepflasterten Gange innerhalb der Mauer hören ließen. Endlich erschien ein uralter weißbärtiger Kopf am Gitter der Pforte.

„Was willst Du, Bruder?"

„Ich will hinein."

„Siehst Du! Wer bist Du denn?"

„Ein rechtgläubiger Christ."

„Das sind wir Alle. — Siehst Du!"

Der alte Pförtner schloß auf und trat vor das Thor.

„Guten Abend, Greis!" grüßte der Wanderer.

„Guten Abend auch Dir. Siehst Du!"

„Aber sage: was siehst Du denn immer?"

„Ja, siehst Du, nichts. Man gewöhnt sich das an mit den Jahren, siehst Du. — Du hast auch Dein Theilchen auf dem Buckel."

„50, Greis!"

„Siehst Du! Hast schnell gelebt!" Er berührte mit dem Zeigefinger sein weißes Haupt. „90, siehst Du. — Was führt Dich denn her nach St.?" —

Jener schwieg eine Weile und nickte sinnend. „Liegt hier nicht seit dem vorigen Sommer eine vornehme Dame begraben?" fragte er dann.

„Siehst Du! — O ja."

„Und nach dem Grabe sieht häufig eine Alte?"

„Täglich, so ist es."

„Wo finde ich sie?"

Der Greis wies auf ein Gehöft, das seitwärts inmitten einer Gruppe alter Birken versteckt lag.

„Das Gehöft da — siehst Du — es gehört Wera Petrowna. Sie hat es, so lang sie lebt, von unserem Kloster in Pacht bekommen. Ein reiches Gehöft! — Sommer und Winter kommt sie nach Sonnenuntergang hierher. — Siehst Du — da ist sie."

Um den Vorsprung der Mauer kam soeben eine alte Frau, die in ihrem bescheidenen schwarzen Kleide, der wattirten schwarzseidenen Kasawaika und dem wollenen schwarzen Tuch um den weißen Kopf einen gar ehrwürdigen

Eindruck machte. Sie ging gebückt und sah nicht von der Erde auf.

„Schwester!“ rief Ilja, als die Alte an ihm vorüberwollte.

Sie blieb stehen und sah ihn lang an . . „Bist Du es, Ilja?“

„Ich bin es, Schwester.“

Sie legte die Hände auf seine Schultern. „Mein Gott, wie bist Du weiß geworden in dem einen Jahr!“ Kleine Thränentropfen perlten ihr von den Wangen; sie lehnte den Kopf an seine Brust. — „Und bleiben wir nun zusammen?“ fragte sie dann.

Er nickte nur.

Sie wandte sich zum Pförtner. „Das ist mein Bruder,“ sagte sie, auf Ilja weisend.

„Siehst Du!“

„Gehe mit mir hinein, Bruder. Wir beten heute zusammen ein Vaterunser an ihrem Grabe.“

Sie betraten schweigend den Klosterhof.

An einer Seite der Kirche lag der kleine Friedhof, von grünen Hügeln überdeckt, mit reichen Monumenten geschmückt. Nur ein mit prachtvollen Blumen bepflanztes Grab trug ein einfaches, weißes Marmorkreuz ohne jegliche Inschrift, ohne Spruch und Datum. Hier knieten die Geschwister. — Ilja erhob sich zuerst, viel später die Schwester Sie setzten sich auf die weißgestrichene eiserne Bank, die zu Füßen des Grabhügels stand.

„Schwester," begann Ilja, — „ich muß es wissen: ist sie hier?"

Die Alte nickte bekümmert.

„Nonne?"

Sie nickte wieder.

„Erzähle," bat er mit erstickter Stimme.

„Es ist wenig darüber zu sagen," hub die Alte nach langem, trübem Sinnen, und nachdem Ilja sie wiederholt zum Sprechen ermuntert hatte, traurig an: „Du sahst sie ja im letzten Augenblick auf das Schiff kommen. Sie sprach nichts und ich sprach auch nichts. So fuhren wir die Nacht dahin. Erst am Morgen, als wir die Stadt erreichten, sagte sie: „ich begleite Dich nach St." Das und wenige kurze Worte auf der Eisenbahnfahrt war Alles, was die Unglückliche sprach, bis wir hier anlangten. Tief ergriffen stand die Aebtissin an der Leiche ihrer vertrauten Freundin, und als Sophie Nikolajewna hinzutrat — sie war dem Zuge langsamer gefolgt —, und die Hochwürdige sie erblickte, trat sie betroffen zurück und sah die hohe, ernste, bleiche Erscheinung starr an. Jedem, der die Todte in ihrer Jugend nur einmal gesehen hatte, mußte die junge Herrin auffallen. Endlich sagte die Staunende leise zu dem Fräulein: „Sie sind die Tochter der Verblichenen." Darauf trat die junge Herrin ganz nah zu der Aebtissin, so daß ich nichts hören konnte, was sie flüsternd miteinander sprachen. Dann küßte die Hochwürdige das Fräulein auf die Stirn. — Du mußt es ja wissen, Sophie Niko-

lajewna war Lutheranerin. Nun, sie nahm unsern heiligen Glauben an, wohnte und schlief bei der Aebtissin und ist am vergangenen Sonntag in die Zahl der Schwestern aufgenommen, als Nonne eingesegnet worden."

Das laute Schluchzen Ilja's unterbrach den Bericht der Schwester.

„Was ist Dir, mein Bruder?"

„Am vergangenen Sonntag starb mein lieber Herr."

„Gott öffne ihm sein Himmelreich."

„Hat sie nie von ihm gesprochen? nie geforscht, ob er am Leben geblieben ist, oder ob er gestorben ist an der Wunde in der Brust?"

„Kein Wort über Euch kommt von ihren Lippen. Sie spricht überhaupt selten. Wie ein Geist wandelt sie ernst und feierlich durch die Gänge. Die Schwestern fürchten sie, und man hört von keinem Aergerniß mehr. Gott hat sie als seinen guten Engel hergesandt."

„Kann ich sie heute noch sprechen?"

„Sie kommt regelmäßig während des Abendessens an unser Grab. Bald muß sie hier sein."

„Und wie geht es Dir Schwester?" fragte er nach einer Weile.

„Lieber Bruder, was soll ich Dir davon sprechen? Die selige Herrin hat mich reich gemacht und ich weiß nicht wozu. Du und ich — wir haben ja genug. — Als die Leiche in der Erde lag, fuhr ich mit einem versiegelten Brief in die Behörde nach Petersburg. So hatte die

Herrin es bestimmt. Dort wurde Alles besorgt. Der Pater Wassili vom Riga'schen Strande erhielt eine große Summe zugeschickt. Die Aebtissin verwaltet das übrige Geld. Vom Kloster habe ich ein Gütchen gepachtet, das wenige hundert Schritt von hier liegt."

„Ich habe es gesehen."

„Und Dein Herr ist todt?"

„Todt!"

„Du sprachst von einer Wunde?"

„Ja, Schwester; als Ihr den bösen Strand verließt, lag er ohne Hoffnung. Ein Bösewicht hatte ihm eine Kugel in die Brust geschossen. Aber mein lieber Herr war ja ein Riese. Jeder andere Mensch hätte sich nie aus dem Blut erhoben. Wohl lag er mehrere Tage besinnungslos und drei Wochen vergingen, ehe er sich im Bett aufrichten konnte; aber dann ging es besser und besser, und schon nach sechs Wochen sagten die Herren Doctoren zu Marfa Iwanowna, die sich sehr gut betragen hat während der schweren Zeit: mit Vorsicht kannst Du ihn jetzt in die Heimath bringen. Fast alle Russen waren schon abgereist, und mir brannte der ver . . . der böse Boden unter den Füßen. Was noch zurückgeblieben war, gehörte zu uns. Da war zuerst die Gemahlin von meines seligen Herrn höchstem Vorgesetzten und dann ein reiches, junges Fräulein mit ihrer Mutter. Armes Mädchen! — sie thut mir sehr leid. — Sie haben mit uns gewacht bei dem Kranken, und die Eine wollte es der Andern nicht gönnen. — Wir

kamen glücklich in Moskau an, und in der ersten Zeit ging Alles gut. Die Wunde in der Brust war fast zugeheilt und mein armer Herr ging wieder aufrecht und durfte ausfahren. — Von ihr wurde bei uns gar nicht mehr gesprochen. Marfa Iwanowna hatte es Allen an's Herz gelegt, von der Undankbaren, wie sie sie nannte, zu schweigen, damit Paul Alexandrowitsch nicht leide. Man nahm an, Sophie Nikolajewna sei Lehrerin an irgend einem Institut. Ich glaubte es nie, aber schwieg still. Was sollte ich den armen Herrn mit meinen Ahnungen quälen. Auch er sprach nie ein Wort von ihr, daß er aber immer, immer an sie dachte, das sah ich wohl. — Und siehst Du, Schwester: der Gram verleitet den Menschen, und Natur bleibt Natur. Schon während des Winters fing der Selige wieder an, die Nächte auszubleiben; schwärmte dann, was ich auch bat und dagegen sprach, zu Hause mit schlimmen Gästen vom Theater und Ballet — ach, Schwester was rede ich darüber! Er ist vor Gott — er war ein guter, guter Herr!"

„Still! da kommt sie!"

Ilja hatte nicht Zeit, seine Thränen zu trocknen, denn dort kam Sophie in ruhiger, majestätischer Größe langsam dahergeschritten, schwarz vom Scheitel bis zu den Füßen, den offenen Schleier mit der kreideweißen linken Hand vorn auf der Brust zusammenhaltend.

Die beiden Alten standen auf. Ilja entblößte feierlich das Haupt und zog aus dem Busen ein weißes Tuch her-

vor, aus dem er ein von großen Brillanten gebildetes Kreuz wickelte.

Die Nahende musterte Anfangs den Alten; dann schien sie ihn erkannt zu haben: ein milder Schein verbreitete sich über ihr strenges Gesicht. Nun stand sie vor ihm.

„Ilja!“

Er kniete nieder.

„Gott schenke Dir Frieden.“

„So betete er in seiner letzten Stunde für Sie.“

„Er ist todt . . . ?“

„Er läßt Sie grüßen.“

Mit diesen von Thränen erstickten Worten überreichte ihr der Alte das Kreuz.

Sie nahm es, hob es in ringenden Händen gen Himmel und sank laut — und thränenlos auf das Grab der Mutter.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

Trogerstr. 8/I l

Dr. E. Gebele Wolfgangstr. (4 3?)

Mehr-Genn

72.19